

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1889.

Juli.

(7. Band; 4. Heft.)

Inhalt.

	Seite
Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Nach den Quellen dargestellt von Georg Deutsch	177
Grillparzer als Dramatiker. Aus Anlaß der Enthüllung seines Denkmals. Von Prof. Dr. August Fauer. Mit einer Abbildung des Grillparzer-Monumentes zu Wien. (Schluß.)	183
An Oesterreichs Alpenbahnen. Ein Führer im Liede durch Oesterreichs Hochgebirgswelt. Von Paul von Radits. (Schluß.)	208

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

I. Audenplatz 5.



Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirtschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die „Österreichisch-Ungarische Revue“ bildet die Neue Folge der „Österreichischen Revue“ und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Kulturleben Österreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unabweislichen Quellen Aufschluss zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Inhalt der erschienenen Bände der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichnis der „Österreichischen Revue“ sind durch den Verlag der „Österreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen. Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und ung. Postanstalten entgegen.

Die „Österreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis inklusive Postverendung beträgt für Österreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16. — = 20 Francs; halbjährig Mark 8. — = 10 Francs; vierteljährig Mark 4. — = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13. — = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn fl. 1. —; für das Ausland Mark 2. — = 2,50 Francs. Je sechs Hefte bilden einen Band: elegante Einbanddecken (Halbfranzband mit reichem Goldrücken und Leinwandüberzug) sind für die erschienenen fünf Bände das Stück zu 75 kr. durch den Verlag der „Österreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der „Österreichisch-Ungarischen Revue“ seien folgende Aufsätze erwähnt:

Geschichte.

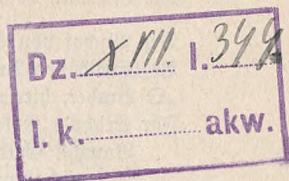
- Hans Schlitter: Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Österreich-Ungarn. Bd. I, Heft I, S. 5.
Edmund Schebeck: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.
Paul von Radics: Die Auersperge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.
Gustav Amon von Treuenfest: Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaëta durch die Österreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.
Joseph von Lehnert: Wilhelm von Tegethoff. Ein vaterländisches Gedenkblatt. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.
Franz Martin Mayer: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.
Gustav Amon von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Wittersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.
Hermann Hallwich: Gabriel von Pechmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1 und Bd. III, S. 1.
Wendelin Böheim: Vergangene Tage in Österreich. Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Scheiger. Bd. III, S. 129 und 206.
Paul von Radics: Die Geschichte von Abbagia. Bd. III, S. 223.
Gustav Steinbach: Franz Déak. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.
Gustav Amon von Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.
Max Büdinger: Zu den Verwaltungsgrundrissen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 237.
Joseph von Lehnert: Der Sturz der Republik Venedig und die erste Occupation der venetianischen Provinzen durch Österreich. Bd. V, S. 1.
Georg Deutch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie in Österreich. Bd. V, S. 65.
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungs-geschichte. Bd. V, S. 289.
Eugen Guglia: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Österreich. Bd. V, S. 311.
Eugen Guglia: Reise in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.
Paul von Radics: Habsburg-Denkmale in Österreich-Ungarn. Geschichtsverinnerungen aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph I. Bd. VI, S. 1.
Alexander Gigl: Gerhard von Swieten's Berufung als Leibarzt der kaiserlichen Familie und dessen persönliche Beziehungen zur Kaiserin Maria Theresia. Bd. VI, S. 113.
Zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Denkschrift des Grafen Georg Apponyi. Bd. VI, S. 241.
Eugen Gelschi: Augustus Poscovich. Ein Beitrag zur kulturgeschichtlichen Bedeutung Ragusa's. Bd. VI, S. 332.
Hans Schlitter: Die Regierung der nordamerikanischen Republik und die ungarische Frage im Jahre 1848 und 1849. Bd. VII, S. 1.
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Der Tag von Colferino. Bd. VII, S. 101.

Öffentlicher Unterricht.

- Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.
Friedrich Simonov: Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.
Wilhelm Czner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 19.
Albert Fiq: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.
Eugen Gelschi: Die österreichisch-ungarischen Schiffschulden. Bd. III, S. 328.
Sigmund Grünberg: Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwicklung und seinem jetzigen Stande. Bd. V, S. 193.
Eghidius Fröh. v. Swieten: Die Reform der Universitätsstudien in Österreich durch Gerhard von Swieten. Bd. VI, S. 297 und Bd. VII, S. 21.

Volkswirtschaft.

- Alexander Peez: Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.
Heinrich Kröhnke: Die Bedeutung der Binnenschifffahrt. Bd. II, Heft II, S. 14.
Max von Hanken: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.
Johann Hunsalvy: Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.
Franz Berger: Die Wienflußregulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.
Johann Anspitzer: Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Bd. I, Heft VIII, S. 42.



Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg.

Nach den Quellen dargestellt von Georg Deutsch.

Das durchlauchtigste Haus Habsburg hat seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche nicht bloß durch die Errichtung zahlreicher Klöster und Kirchen, und durch bedeutende Stiftungen für religiöse Zwecke, sondern auch dadurch bewiesen, daß nicht wenige Mitglieder desselben sich dem Dienste der Kirche widmeten. Und diese erlauchten Personen nach ihren Leistungen und ihren Verdiensten darzustellen, ist der Zweck der vorliegenden Arbeit.

Der erste erlauchte Habsburger, welcher als Diener der katholischen Kirche genannt wird, ist Wernher I., Sohn des Ranzelinus, oder Lantolbus, Herrn von Besitzungen im burgundischen Kreise. Werner wurde Bischof von Straßburg im Jahre 1028, war der Erbauer der Stiftskirche daselbst, und mit seiner Schwägerin Ida, der Gemahlin seines Bruders Radoboto, Grafen in Aletgau, auch Stifter des Klosters Muri in der Schweiz, dessen Schirmvögte die Habsburger seitdem blieben. Auf einem Jagdausfluge begleitete er den Bruder Radoboto, und sie kamen an die Stelle, wo sich noch heute in der Schweiz die Ruinen der Habsburg finden. Von diesem Platze ließ sich das umliegende Land übersehen, und er gefiel dem Bischof derart, daß er sagte, man solle hier eine Burg bauen, jedoch unschlüssig war, wie dieselbe zu benennen sei. In einer hierauf bezüglichen Dichtung heißt es:

„Hinauf zu der Höhe durch Hecken und Wald,
Dort oben vergißt man all' Weh!“
So sagte Graf Radbod beim Jagen, und bald
Gewann er die lustige Höh'

Mit seinem Geleite.

Es schaut ins Weite,

Die Nar mit Burgen und Dörfern bekränzt,
Die Limmath vom Morgenroth beglänzt.

Der Bischof von Straßburg, Herr Werner, beschaut,
Begleitend den Bruder, das Land.

„O Bruder, hier werde eine Feste gebaut,
Für Erich's Enkel ein Band!

Brachst Geld Du zum Bauen,
Auf mich kannst Du trauen!“

So sagte der Bischof. Dem Grafen ist's recht.
Wie nennen wir, fraget er, Burg und Geschlecht?

Da plötzlich über den Häuptern es saust,
Zween Adler umfliegen sie weit,
Gleich Nabbod den Pfeil aus der nervigen Faust;
O Wunder! Da stürzen sie heid'!

„Hab's!“ ruft er, der Beute
Sich freuend; die Leute

Die eilen und bringen mit Jubelgeschrei
„Hab's!“ rufend, den doppelten Adler herbei.

„Nun Habsburg soll heißen die Feste allhier;
Das Wort hat die Stätte geweiht,
Der doppelte Adler wird herrliche Zier
Des Hauses in kommender Zeit.“

Mit strahlenden Blicken,
Von heil'aem Entzücken

Ruft also der Bischof, hebt segnend die Hand,
Aniet nieder und weiht das heilige Land.

Drauf eilt er nach Straßburg, von dannen er schickt
Viel Gold, seinem Worte getreu.

Wie Nabbod die Menge des Goldes erblickt,
Ruft er seine Mannen herbei.

„Hier, meine Getreuen,
Nehmt, was Euch freuen mag.

Mir bleibet genug noch die Burg zu erbau'n,
Soll Jenen doch freu'n, so er kommt sie zu schau'n.“

Bald glänzen die Zinnen von Habsburg ins Thal,
Bald kommt auch der Bischof zu schau'n:

„Die Thürme sind fest wohl und gastlich der Saal.
Zu klein nur ist alles hier, traun!

Gold sandt ich in Stangen
Seh' keines hier prangen,

Und was dieser Burg noch am meisten gebriecht,
Ringmauern umschließend, die seh' ich gar nicht!“

„Das Große mit Großem gar selten fängt an,
Aus Kleinem wird Großes gehegt,
Ob's pranget, so sagt Nabbod, drauf kommt es nicht an,
Ein goldener Grund war gelegt.

Die Mauer umringend,
Und Feinde bezwingend,
Die bau' ich noch; morgen schon sollst Du sie seh'n,
Bekennen, sie sei gar fest und schön.

Da staunet der Bischof und glaubet es nicht,
Doch als nun der Morgenruf klingt,
Was sieht er hellstrahlend in röthlichem Licht?
Von Rittern die Beste umringt.

Fast will es ihm grauen,
Doch Nabbod heißt trauen
Den Männern, gekleidet in blinkendes Erz,
„Ringmauern von Habsburg ihr Arm und ihr Herz!“

„O Segen!“ so ruft mit Begeisterung aus
Der Bischof, „o Segen und Heil
Komm' über Dich, Bruder, und über Dein Haus,
Die Mauer bleibt stets Euer Theil!“

Die Zeit hat's enthüllet,
Weisagung erfüllet;
Noch schützt die von Habsburg die Mauer von Erz,
Die Mauer der Treue in Arm und in Herz.

Udalbert, ein Bruder Kaiser Rudolf I., war Domherr zu Basel und Straßburg. Rudolf, Sohn Rudolf III., Grafen zu Habsburg und Landgrafen im Elsaß, bekleidete die bischöfliche Würde in Constanz, und schied im Jahre 1293 aus diesem Leben.

Von den Enkeln Kaiser Rudolf I. soll Johann von Schwaben, Sohn Rudolf II. und der Prinzessin Agnes von Böhmen, geboren 1289 oder 1290, welcher durch die Ermordung seines Oheims Albrecht I. eine traurige Berühmtheit erlangt hat, Franziskanermönch im Kloster zu Pisa gewesen, daselbst am 13. April 1313 gestorben und in der Klosterkirche beigelegt worden sein.

Das vierzehnte Jahrhundert weist mehrere Mitglieder der jüngeren Linie des Hauses Habsburg im Dienste der Kirche nach. Von den Söhnen Eberhard II., welcher im Jahre 1363 seine irdische Laufbahn vollendete, war Eberhard III. Propst zu Solothurn, und Johannes Propst zu Straßburg; von den Söhnen Hartmann III., welcher im Jahre 1373 aus diesem Leben schied, waren Berchthold und Hartmann Ritter des Deutschen Ordens, und starben als solche.

Seit dieser Zeit tritt erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wieder ein Habsburger in den geistlichen Stand. Albert, Sohn des Kaisers Maximilian II. und dessen Gemahlin Maria, geboren zu Wiener-Neustadt am 13. November 1559, kam schon in früher Jugend an den spanischen Hof und es gelang ihm, sich hier die besondere Zuneigung und Liebe Philipp II. zu erwerben. Zum Geistlichen bestimmt, erhielt er schon 1577 den Cardinalhut, 1594 das Erzbisthum Toledo, war in den Jahren 1584 bis 1594 Vicekönig von Portugal, wo seine Verwaltung ein gesegnetes Andenken hinterließ, wurde aber schon im Jahre 1596 Gouverneur der spanischen Niederlande. Mit Bewilligung des Papstes legte er seine geistlichen Würden nieder, und vermählte sich am 1. April 1599 mit der Infantin Clara Isabella Eugenia, der Lieblingstochter Philipp II. von Spanien, welcher die spanischen Niederlande als Mitgift abgetreten wurden. Albert starb am 13. oder 16. Juli 1621 in Brüssel, und wurde daselbst in der Kathedrale St. Gudula beigesetzt; seine Gemahlin überlebte ihn bis zum Jahre 1655, und nach ihrem Tode fielen die Niederlande an Spanien zurück.

Maximilian, Sohn des Kaisers Maximilian II. und seiner Gemahlin Maria, geboren zu Wiener-Neustadt am 12. October 1558, wurde Hochmeister des Deutschen Ordens 1585, König von Polen am 22. August 1587. Allein bei dieser Wahl hatte er nur die Stimmen eines Theiles der Wähler erhalten, während die anderen auf den König Sigismund von Schweden fielen. Trotz dieses Umstandes unternahm Maximilian die Reise nach Polen, wurde auf derselben vom Olmüzer Bischof Stanislaw Pawlowsky am 15. und 16. September in Wischau bewirthe; in Olmütz, wo er ebenfalls der Gast des genannten Kirchenfürsten war, legte er in der Domkirche in Gegenwart der polnischen Abgeordneten den Eid ab, und empfing die Huldigung derselben. Der Aufenthalt in Polen sollte nicht von langer Dauer sein; schon am 27. Januar 1588 wurde er von Zamoytsky, dem Feldherrn des Gegenkönigs Sigismund, bei Piczina an der polnisch-schlesischen Grenze nicht bloß besiegt, sondern auch gefangen genommen. Sein Bruder, Kaiser Rudolf II., schickte behufs Erwirkung seiner Freilassung eine Gesandtschaft nach Polen, an welcher der eben genannte Olmüzer Bischof Pawlowsky, Nikolaus Istwanfi, Bischof von Raab und ungarischer Kanzler, Seisfried Promnic, Herr von Rosenberg, Christoph von Lobkowitz, Johann von Kobenzl, Richard Streyer und Heinrich Kurzbach theilnahmen. Diese Gesandtschaft sollte die ehrenvolle Entlassung des Erzherzogs aus der Gefangenschaft, den Frieden und die alten Freund-

schaftsverhältnisse mit Polen wiederherstellen, und hatte ihre Aufgabe bis zum 6. Januar 1589 vollkommen gelöst, ein Resultat, welches besonders der Einwirkung des päpstlichen Legaten, Cardinal Aldobrandini, zu verdanken war.

In den Jahren 1596 bis 1612 führte Maximilian die Verwaltung des Landes Tirol, und nahm seinen ständigen Aufenthalt in Innsbruck. Da er ein sehr frommer Herr war, so rief er viele geistliche Anstalten ins Leben, um ein Gegengewicht gegen die glaubens- und kirchenseindlichen Strömungen jener Zeit zu schaffen. Die Jesuiten fanden an ihm einen besonderen Gönner, aber auch die Orden der Kapuziner und Franziskaner erfreuten sich seiner Gunst und seines Wohlwollens. Es lag ihm jedoch nicht bloß die Wahrung des Seelenheils der Bewohner des Landes am Herzen; er sorgte in jenen unruhigen Zeiten durch Befestigungen und durch die Reform der Zugangsordnung auch für die Sicherheit der gefürsteten Grafschaft gegen äußere Feinde. In den Jahren 1612 bis 1620 war Maximilian wirklicher Landesherr von Tirol, aber schon am 23. December 1620 schied er aus diesem Leben; gegen Erlag eines Capitals von 40.000 Gulden zu frommen Zwecken hatte er sich die St. Jakobskirche in Innsbruck als letzte Ruhestätte gewählt. Dem Deutschen Orden hatte er schon im Jahre 1616 eine jährliche Rente von 10.000 Gulden vermacht; da aber diese Leistung dem Kaiser Ferdinand II. lästig wurde, so löste dieser die Verpflichtung ab, indem er am 17. Juli 1621 dem Orden die Herrschaft Freudenthal in Schlesien als beständiges Eigenthum überließ.

Das Denkmal des Erzherzogs stand ursprünglich in einer eigenen Capelle der alten Kirche, und wurde wahrscheinlich von dem Hofpouffir Karl Gras hergestellt, welcher im neunzigsten Lebensjahre zu Schwaz in Tirol verschied, und dessen Nachkommen mit dem Prädicate „von Grasnek“ geadelt wurden. Vier gewundene, rebenumflochtene, von kleinen Vögeln, Schnecken und Raupen umschante Säulen aus Bronze, 7 Schuh 4 Zoll hoch, trugen auf einem 8 Schuh 3 Zoll langen, 6 $\frac{1}{2}$ Schuh breiten, und 2 Schuh hohen Sockel ein Gesimse von schwarzem und weißem Marmor, in der Gestalt eines länglichen Vierecks. Auf der Decke erhob sich der heilige Georg, der Schutzheilige der Ritterschaft, in Lebensgröße, geharnischt, in der Hand einen Speer haltend, die andere über den Erzherzog Maximilian ausstreckend, der vor ihm auf einem Kissen kniet, ebenfalls gepanzert, zu seinen Füßen der erlegte Drache, und der gezierte Ritterhelm. An den vier Ecken des Gesimses saßen trauernde Genien, Feuerleuchter tragend; sämmtliche Figuren aus Bronze. Auf

der Erde zwischen den Säulen bezeichnete ein schlichter Stein mit dem eingelegten deutschen Ordenskreuze den Platz, wo der Leichnam des Erzherzogs in einem Zinnjarge beigesetzt war. Ueber dem Grabmal flaggten zwei Wappenfahnen mit dem Denkzeichen des Hauses Oesterreich von der Mauer herunter. In der neuen Kirche hat man das Grabmal gegen die Regeln der Kunst getheilt, und damit die Doppelpforte des Einganges aus der Sacristei in den Priesterchor geschmückt.

Andreas, Markgraf von Burgau, Sohn des Erzherzogs Ferdinand und der schönen Philippine Welsch, geboren zu Ambras in Tirol 12. December 1558, wurde Abt zu Reichenau, Bischof zu Brigen und Constanz, schließlich Cardinal. Im Jahre 1598 war er kurze Zeit Gouverneur der spanischen Niederlande, allein schon zwei Jahre später erkrankte er auf einer Reise in Rom und verschied hier in der Nacht vom 11. auf den 12. November 1600, nachdem er aus den Händen des heiligen Vaters die letzte Oelung erhalten hatte. Sein Leichnam wurde in der deutschen Nationalkirche Santa Maria dell' anima beigesetzt. Sein Bruder Karl, Markgraf zu Burgau, Landgraf zu Neuenburg und Graf von Hohenburg, hatte sich dem militärischen Stande zugewendet, und erwarb sich in den Türkenkriegen einen ausgezeichneten Namen. Die beiden Brüder führten auch das Prädicat „von Oesterreich“.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Grillparzer als Dramatiker. *)

Aus Anlaß der Enthüllung seines Denkmals.

Von August Sauer.

6.

In drei große Perioden gliedert sich Grillparzer's Leben. Mit dem Eintritt in die Beamtenlaufbahn, mit der Hinneigung zu den romanischen Literaturen, wie wir sie kennen lernten, mit der Entstehung der „Ahnfrau“ schließt 1815 bis 1816 seine Jugendperiode ab. Die folgenden zwei Decennien sind die Blüthezeit seines Schaffens, sie umfassen aber zugleich auch alle jene schweren äußeren und inneren Kämpfe, in denen er allmählich die Kraft seines Herzens aufrieb und seine Widerstandsfähigkeit verlor. Mit dem Tode des Kaisers Franz und den damit verknüpften Hoffnungen auf freiere staatliche Zustände, mit der Absage an eine schmerzliche Vergangenheit, als die wir die Veröffentlichung des Gedichtcyclus „Tristia ex Ponto“ ansehen dürfen, mit der Reise nach Paris und London, mit dem Abschied vom Besitz und der errungenen Selbstbeschränkung, die ein auf dieser Reise entstandenes Gedicht „Entsagung“ ausspricht, mit der Wiederkehr einer kräftigeren Gesundheit ist in der Mitte der Dreißigerjahre der Beginn einer neuen Entwicklung zu beobachten; von neuem regt sich seine dichterische Gestaltungskraft und verheißungsvoll steht das entzündende Lustspiel „Weh dem der lügt“ am Eingange dieser Epoche. Wonach er durch mehr als ein Decennium schmerzlich gekämpft hatte, das gelingt ihm jetzt endlich wieder: ein Werk aus einem Gusse, ohne verschleppende Zweifelpausen in einem Zuge ausgearbeitet. Die weite Welt des Humors hat sich

*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue“, Bd. VII, S. 65.

ihm erschlossen. Nach der romantisirenden Jugendrichtung, welche die erste Hälfte des „Goldenen Bliezes“ noch mit einschließt, nach den Meisterwerken seiner Mannesjahre von der Sappho bis zur Hero schafft sich der ergrauende Dichter, der den Fünzigern sich nähert, eine neue, dritte Manier, in der weiterzufahren es ihm an früher aufgezeichneten und durchdachten Stoffen keineswegs fehlt. Aber die Verheißung trägt. Zu viel an Kraft und Temperament hatte er in jenen Kämpfen eingeübt, zu viel an Elasticität bereits verloren, als daß er neuen Widerspruch gelassenen Sinnes hätte ertragen können. Nachdem sein Drama am 6. März 1838 von dem Wiener Publicum in wenig ehrenvoller Weise abgelehnt worden war, nahmen diese neuen Ansätze ein rasches Ende. Er ließ seine drei bis dahin ungedruckten Dramen: „Hero,“ „Der Traum ein Leben“ und das Lustspiel 1840 in Buchform erscheinen und meinte damit von Publicum und Kritik für immer Abschied zu nehmen.

Grillparzer bejaß für das Lustspiel eine unzweifelhafte Begabung, die er auch stetig übte. Sein erster dramatischer Versuch — aus der Zeit der philosophischen Studien stammend — ist ein Lustspiel in einem Acte: „Die unglücklichen Liebhaber,“ eine kindlich-übertreibende Satire auf seine Lehrer. In anderen seiner Jugendstücke streute er nach Shakespeare'schem Muster unter die ernstesten Scenen komische ein. In den nur viel zu breit ausgesponnenen Scenen zwischen Bertram und Bob — Vater und Sohn — in „Alfred der Große“ steckt ein gutes Stück Komik. Der fliegensfangende Don Eusebio de Mazzomoro in „Heinrich IV.“ erinnert an den Fürsten Pamstig in Perinet's „Eva-kathel und Schnudi,“ einem noch zu Raimund's Zeiten viel gespielten Stücke. In dem kleinen Alexandrinerlustspiel „Wer ist schuldig?“ sahen wir ihn den Dialog nicht ungeschickt handhaben. Wie Lichtenberg und Lessing zeichnete sich auch Grillparzer gerne komische Einfälle und Züge auf; auch einige Pläne zu Lustspielen liegen vor. In der Uebersetzung des Gozzi'schen „Raben“ füllte er die im Original nur angedeuteten Harlequin-scenen mit eigenen Späßen aus; eine Scene aus Shakespeare's „Der Widerspänstigen Zähmung“ dichtete er, um seine Braut zu necken, frei um; eine der besten Komödien Farquhar's („Stutzerlist“) begann er zu bearbeiten. Schreyvogel gab er für seine „Donna Diana“ einige gute Winke, für Raimund hielt er Rathschläge und Pläne in Bereitschaft. Zu Bauernfeld's „Bekanntnissen“ schrieb er den vorzüglichen dritten Act, der den Ruf des Stückes mit begründeten half, auch zu anderen Stücken steuerte er dem jüngeren Freunde Manches bei; Notizen

zu dessen „Braut und Bräutigam“ sind joeben bekannt geworden. In der Beurtheilung der bei Gelegenheit der Laube'schen Preisauschreibung im Jahre 1850 eingelauenen Lustspiele verräth er einen sicheren Blick für komische Wirkungen. Während seine sonstigen, meist in Briefform abgefaßten Satiren leicht in jene Castelli'sche Breite und Umständlichkeit verfallen, die wir den Producten des Vormärz am wenigsten zu verzeihen gewillt sind, geht er dagegen in seinen dramatischen Satiren frisch und keck ins Zeug. Frische und Keckheit, dabei urwüchsiger Humor und köstlicher Spaß zeichnen auch das Lustspiel „Weh dem der lügt“ aus, das aber durch die damit verbundene Tiefe des Grundgedankens, durch den Adel des Verses, durch das Phantastische und Märchenhafte der Durchführung eine völlig vereinsamte Stellung in unserer Literatur einnimmt und an die Shakespeare'schen Märchenspiele erinnert.

Das Märchenhafte zog Grillparzer zu diesem Stoff hin, den er bei Gregor von Tours vorfand; der Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum, der ihm seit der „Drahomira“ ein beliebtes Motiv war; das Dämmerhafte einer Uebergangsepochc, in welchem er sich immer wohl fühlte. Aus ganz schwachen Anfängen, eigentlich aus einer einzigen in seiner Quelle vorhandenen humoristischen Wendung entwickelte er das Problem, das er durchführte. Der Küchenjunge Leon will den Neffen seines bischöflichen Herrn aus der Gefangenschaft befreien, was nur durch List und Betrug möglich ist. Er muß aber diesem seinem Herrn das Versprechen geben sich keiner Lüge bei diesem Unternehmen zu bedienen. Wie er sich nun aus der Schlinge zieht und, die angeborene Lustigkeit und Dreistigkeit seines Wesens verstärkend, in unverschämter Weise sich benimmt, seine kecksten Vorsätze und Betrügereien selbst im voraus verkündigt, was die anderen als Scherz auffassen; wie er immer bemüht ist, um die Lüge heranzukommen, aber auch an dem ihm vom Bischof eingepprägten Grundsatz „Weh dem der lügt“ zu drehen und zu deuteln, bis ihm durch seine hinreißende Liebenswürdigkeit, seine Unerstrockenheit, seine Findigkeit und endlich durch sein unerschütterliches Gottvertrauen sein kühner Plan wirklich gelingt und sein Herr selbst ihm auf dem gefährlichen Weg, seinen strengen Mahnruf zu mäßigen und der Alltagsmoral anzunähern, folgt: Das ist in der That ein so prächtiger Lustspielstoff, daß man schwer begreift, wie das Stück einem Mißerfolge ausgesetzt sein konnte. Er klingt denn nicht auch aus der „Zauberflöte,“ wie aus Raimund's (dieser Oper nachgebildeten) „Diamant des Geisterkönigs“ die kräftige und eindringliche Warnung: „Weh dem der lügt!“ Dieser Titel aber

und die Gestalt des Bischofs veranlaßten Schauspieler und Publicum, das Stück zu ernst aufzufassen. Eine Predigt, zwar eine höchst geistreiche, ja elegante Predigt, aber doch eine Predigt als Exposition zu einem Lustspiele! Ueberhaupt aber konnte man sich im Burgtheater nicht entschließen, ein Grillparzer'sches Stück so leicht und graziös zu spielen, wie etwa ein Bauernfeld'sches Lustspiel und schon die Besetzung der Hauptrollen mit Ludwig Löwe und Frau Rettich wäre genügend gewesen, das Stück zu Falle zu bringen. Die Schauspieler waren die ersten, dies einzugestehen, ja Löwe hat noch auf seinem Sterbebette jedes Wort dieses Dramas für Gold erklärt. Eine spätere Schauspielgeneration hat jenen Fehlgriff mehr als geüht.

Hier, wo die Schauspieler den Dichter, der sie so oft zum Siege geführt hatte, im Stiche ließen, hätte ein feinsinniges Publicum und eine verständige Kritik ihm nachsichtsvoll und ausgleichend zu Hülfe kommen müssen. Von Beiden aber war Grillparzer niemals erwähnt worden; ersteres hatte auch bei den mit Jubel aufgenommenen Stücken nicht allzu lange Stand gehalten; beim Ottokar war es mehr Neugier und Schadenfreude als verständnißinniges Nachempfinden, was das Burgtheater gefüllt hatte, und Grillparzer versäumte nicht, seinen Spott darüber in launigen, für die Ludlamsöhle bestimmten Briefen, auszulassen; schon bei „Des Meeres und der Liebe Wellen“ hatten sich die guten Wiener gelangweilt zurückgezogen. Von dem Dichter der Ahnfrau nun gar ein moralisirendes Schauspiel unter dem Titel eines Lustspieles hinnehmen, von dem bürgerlichen Archivdirector sich eine Verspottung des Adels, die Vorführung eines „Trottels“ auf der kaiserlichen Bühne gefallen lassen zu müssen, das war insbesondere den hochgeborenen Abonnenten des Burgtheaters zu viel. Man verließ die Logen und schlug die Thüren unwillig zu. Die Kritik aber, die Grillparzer's erklärte Feindin seit jeher gewesen war und damals hauptsächlich in den Händen jener beiden Männer, Saphir und Bäuerle, ruhte, für welche Grillparzer kein Schimpfname derb genug schien, diese Kritik hätte sich keinen besseren Zielpunkt für ihre Angriffe wünschen können.

Während ich dieses schreibe, wird mir jener Brief bekannt, durch welchen Grillparzer weitere Aufführungen des abgelehnten Stückes von Deinhardstein begehrte. Es ist ein wichtiges Zeugniß dafür, daß Grillparzer es noch nicht verlernt hatte, im richtigen Augenblicke das richtige Wort zu sprechen: „Einige Ehrenrettung ist das Theater mir und die Direction sich selbst schuldig.“ Als das Stück trotz dieser Einsprache

vom Repertoire verschwand: wer mag es dem bis ins Innerste Verletzten übel nehmen, daß er seinem Groll in bissigen Epigrammen Lust machte, wie es ihm denn von jener Zeit ab fast zur zweiten Natur wurde, von allem, was ihn quälte, sich auf diese Weise zu befreien:

Gartennachricht.

Am sechsten März ging in Schönbrunn
Ein Sturm wie sonst noch nie,
Der bracht' in höchste Confusion
Parterre und Menagerie.
Die Wipfel aber, die zuhöchst,
Sie brausten wild darein:
Es muß dem Holze gar so schwer
Sich 'mal zu beugen sein.

Grillparzer hat diese Niederlage niemals ganz verschmerzt und so den Ausspruch Figaro's bewahrheitet, der auf den Einwand: „Weißt Du nicht, daß man nur 24 Stunden nach dem Urtheil auf seine Richter schimpfen darf?“ die Antwort giebt: „Beim Theater darf man es 24 Jahre; das Leben ist viel zu kurz, um Revanche dafür zu nehmen.“

7.

Ueber die Entstehung der drei nachgelassenen Stücke: „Libussa“, „Ein Bruderzwist in Habsburg“ und die „Jüdin von Toledo“ bin ich jetzt in der Lage, genauere Angaben zu machen. Den Stoff zur Libussa erfaßte Grillparzer im Jahre 1819 während der Vorstudien zum Ottokar und kehrte in den Zwanzigerjahren des östern dazu zurück; 1822, 1824 finden sich einzelne Aufzeichnungen; am 20. März 1826 heißt es im Tagebuche: „Diesen Winter über beschäftigten mich nacheinander drei Stoffe zu Trauerspielen. Anfänglich Libussa. Hier konnte ich schon den Plan nicht zur Genüge ausbilden. Die Verwicklung war so spitz, so kaltwizig, daß ich bald alle Lust verlor“. Dann wieder im Jahre 1831 (17. December): „Morgens versucht an der Libussa zu bosseln, aber ohne Erfolg, da das Ganze nicht interessiert und der ganze Plan schlecht ist. Bloßes Gedankenzeug, nicht einmal streng abgegrenzt, beinahe ohne Gefühls-, wenigstens ohne Leidenschaftsmotive. Ich schreibe daran fort in dem Bewußtsein, daß dabei nichts herauskommt, bloß um dem inneren Krieg eine Diversion zu machen und die Vormittagsstunden zu tödten, die mich tödten würden, wenn ich mich mir selbst überließe“; und kurze Zeit später: „Heute und gestern in der Libussa nicht fortfahren können. Das Ganze drückt gegen den Boden zu und müßte

lange in der Luft gehalten werden. Nicht die Phantasie fehlt, das Herz ist todt und das Gefühl ist die eine Hälfte der Phantasie, sowie auch der Verstand nur halb im Kopfe liegt und halb in der Brust.“ Dann finde ich erst wieder im Jahre 1837 Notizen zu den ersten Aufzügen. 1840 ließ der Dichter den ersten Act aufführen und bald darauf auch in einem Wohlthätigkeitsalbum drucken. 1846 und 1847 beschäftigten ihn besonders die letzten Aufzüge.

Der Stoff des Bruderzwistes reicht in das Jahr 1824 zurück, wo zuerst ein dunkles Gewühl von Bildern und Gedanken auf einen Kaiser Rudolf II. hinweist. Auf der Reise nach Deutschland geht er in Prag den Spuren des „stillen“ Kaisers nach; sichere Beweise für die Ausarbeitung liegen erst seit dem Jahre 1835 vor; auch von diesem Stücke beschäftigen ihn die Schlußacte in der Zeit unmittelbar vor der Revolution.

Im Herbst 1848 müssen aber beide Stücke, die Libussa und der Bruderzwist in einer vorläufigen Redaction abgeschlossen gewesen sein. Es erhellt dies aus einem der interessantesten Documente, das wir von Grillparzer besitzen, aus einem Testamente vom 7. October 1848, in welchem er sein theures, durch eigene Schuld unglücklich gewordenes Gesamt Vaterland mit rührenden Worten dem Schutze Gottes empfiehlt, für sich einen baldigen Tod erhofft und Verfügungen über seinen schriftstellerischen Nachlaß trifft. Darin heißt es: „Von den ungedruckten Schriften will ich jedoch, daß die beiden, dem Scheine nach vollendeten Trauerspiele, Kaiser Rudolf II. und Libussa nicht gedruckt, sondern ohne Durchsicht vernichtet werden. Ich habe sie in den Zeiten des härtesten Geisterdruckes in langen Zwischenräumen, mehr um mich zu beschäftigen, als mit eigentlicher Hingebung und Begeisterung geschrieben. Sie sollten mir mehr den Gedankengang im allgemeinen feststellen, indeß ich die Ausarbeitung auf bessere Zeiten verschob. Diese besseren Zeiten sind nicht gekommen und ich will nicht, daß mein Name durch derlei leblose und ungenügende Skizzen geschändet werde“. Der Riß, mit dem Grillparzer dieses Testament ungültig machte, hat uns zwei dramatische Meisterwerke erhalten. Aber allerdings sind sie in der Form, in der sie gegenwärtig vorliegen, erst nach dem Jahre 1848 fertiggestellt worden; bis gegen Ende der Fünfzigerjahre scheint er daran gearbeitet und geübt zu haben; ja im Bruderzwist haben die während der Revolution gemachten Erfahrungen tiefe Spuren zurückgelassen.

Von der „Südin von Toledo“ kann ich Fragmente der Ausarbeitung vor 1848/49 nicht nachweisen; in einem Notizbuch aus dieser Zeit ist

die Versammlung der Granden mit dem Todespruch der Königin skizzirt; ich bin geneigt, die intensivere Arbeit an dem Stücke mit dem Interesse in Verbindung zu setzen, das Grillparzer Lola Montez, der Geliebten König Ludwigs von Baiern, entgegenbrachte; in einem merkwürdigen Gedicht tritt er auf deren Seite, so wie er auch in dem Stücke für Rachel Partei ergreift. Ob aber nicht doch die in Ton und Versmaß von den übrigen Stücken sich stark abhebende Eingangscene auf die Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit dem spanischen Original hinweist, wäre wenigstens zu erwägen. Vollendet ist es erst nach den beiden anderen Alterstragödien und bildet somit den Schlußpunkt seines dramatischen Schaffens.

An allen drei Stücken ist eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Ausführung nicht zu verkennen; die langsame, fast schrittweise Förderung ist ihnen verhängnißvoll geworden; die Sorge für die Ausmeißelung des Einzelnen trübte dem gewiegten Bühnentechniker manchmal den Blick für die harmonischen Verhältnisse des Ganzen.

In der *Libussa* bot sich Grillparzern ein volksthümlicher Stoff dar, der durch Herder's Volkslieder und Musäus' Volksmärchen in Deutschland weite Verbreitung gefunden hatte; ein romantischer Stoff ferner, den Clemens Brentano zu einer weiterschweifigen, ungenießbaren Tragödie („Die Gründung Prags“ 1815) verwerthet hatte und der den mystischen Hintergrund von Zacharias Werner's „Wanda“ bildete; endlich ein vaterländischer Stoff, den österreichische, speciell böhmisch-deutsche Dichter seit dem vorigen Jahrhundert mit Vorliebe behandelt hatten. Auf's innigste berührt sich dieser Stoff mit dem der *Drahomira*; ja ich zweifle nicht, daß er durch die Studien für die mehrmals wieder aufgenommene Jugendtragödie auf das verwandte Thema hingeleitet wurde.

Mit dem ihr unmittelbar vorausliegenden Stück: „Weh dem der lügt“ theilt die *Libussa* das Märchenhafte des Stoffes, das Dämmerhafte der Zeit, in der sie spielt, aber auch in den mittleren Acten das entschieden lustspielmäßige der Verwicklung. Wieder Erden schwere mit Himmelsklarheit gemischt, wieder Weisheit und Koboldlustigkeit vereinigt. Wie dort der Vertreter des strengen ethischen Princips, der Bischof, gleichsam nur als ernster Prologus und Epilogus für die heitere Mittelhandlung erscheint, so wird hier das einseitig in das Wissen vertiefte, dem Leben abgewendete Schwesternpaar in der Mitte des Stückes nur auf einen kurzen Augenblick sichtbar, um dann am Ausgange zu erscheinen, wie es im Vorspiel erschienen war. Hat sich

der ernste Grundgedanke für die Wirksamkeit des Lustspiels nicht als fördernd erwiesen, so scheint nun umgekehrt die lustspielartige Intrigue dem ernst, ja tragisch angelegten Schauspiele abträglich zu sein.

Grillparzer hat dies, wie wir schon oben gesehen haben, vom Anfang an empfunden. Zwei Erwägungen waren es, die ihn im Jahre 1822 hauptsächlich an der Ausführung hinderten: erstens meinte er, das Ganze laufe Gefahr, aus dem Kreise der menschlichen Gefühle in das Reich der bloßen Ideen zu spielen; zweitens aber müßte für die Hauptidee, daß das weibliche Geschlecht auch in ihren begabtesten Vertretern von dem männlichen in der Ausdauer, in der Beharrlichkeit auf dem Entschlusse übertroffen werde, ein äußeres Gegenbild geschaffen werden. Die Anwartschaft auf die Gunst der Fürstin zum Lohne für die geleistete Lebensrettung, diese Anwartschaft, von welcher Gebrauch zu machen eben Primislaus sich so hartnäckig weigert, müßte an ein sichtbares Zeichen, ein Kleinod, geknüpft werden. Nichts will passen. Er denkt an ein Porträt. Aber trägt denn Libussa ihr eigenes Bild bei sich? Dann drohe hier Calderon mit tausend Aehnlichkeiten. Ein Ring! Was giebt es der Ringe so viele! Dann möchte er sich nicht den Stoff verderben, der sich um den Ring des Gyges dreht. Er denkt an einen Apfel; aber auch dies läßt er klüglich fallen, um endlich jenen Gürtel mit dem Wilde zu wählen, das auch als Halsgeschmeide verwendet werden kann. Aber er hat das richtige Gefühl: „Welche kleinliche Vorgänge mit dem Aus- und Einhängeln der Kette, dem Ablösen des Kleinods. Ich kann den Gedanken daran nicht ertragen.“

Auch in dem fertigen Stücke ist dieses kleinliche Getändel unerträglich, ebenso unerträglich wie das ganze Räthselspiel, das sich daran knüpft. Man wird den Gedanken an die Turandot nicht los. Ebenso unerträglich die drei Wladiken, in denen rohe Stärke, muth- und energielose Weisheit und Reichthum schematisch vertreten sind. Um wie viel lustiger und wirksamer sind doch die drei Müllnerknechte Belardo, Roselo, Doristo in Lope de Vega's „Landhaus von Florenz“, welche dem Dichter wenigstens bei der Ausführung des Stückes vorsehwebten. Jedem von den drei Bewerbern giebt Laura eine Liste von lauter unmöglichen, absurden Dingen, die sie ihr verschaffen sollen, und ein Student hilft ihnen halb scherzhaft, halb josphistisch aus der Verlegenheit, so daß sie sich für die Turlupinirung rächen.

Ungleich besser ist Grillparzer die Vertiefung des Hauptgedankens gelungen. Die Gegensätze zwischen Mann und Weib werden von allen Seiten dargestellt und voll ausgeschöpft. Und nachdem der Kampf be-

endet ist, nachdem der wie König Wamba vom Pfluge weggeholt Primislaus die Herrschaft errungen und Libussa sich vor seiner männlichen Festigkeit gebeugt, sich ihm untergeordnet hat, da ist auch ihre Kraft dahin. Der Gedanke, der uns so oft bei unserem Dichter begegnet war, hier erscheint er zum letzten Male wieder in neuer, schöner Variation. Libussa ist zu Höherem geboren. Wie Drahomira, wie Medea steht sie mit der dritten Welt in Verbindung. Die Gabe der Prophezeiung, der Zauberei eignet ihr. Vergebens hatten sie ihre Schwestern gewarnt, von ihrer Höhe herabzusteigen, sich unter die Menschen zu mischen, die Herrschaft zu übernehmen:

„Wer nicht wie Menschen sein will, schwach und klein,
Der halte sich von Menschennähe rein.“

Nach ihrer Vermählung wird Libussa schwach und klein; die Gabe der Weissagung geht ihr verloren. Nun aber ist ihr auch der Rückweg zu den Thronen versperrt und da sie ihn dennoch antritt, so geht sie zu Grunde. Sie soll dem Hochstreben ihres Volkes das Siegel ausdrücken, über die neugegründete Stadt den Weiseseigen sprechen. Sie weigert sich: „Es schweigt der Geist seit lang in meiner Brust und des Schauens edle Gabe scheint verwirkt.“ Endlich aber, im sicheren Bewußtsein dabei erliegen zu müssen, zwingt sie sich dazu. Wie Sappho die ruhende Leier noch einmal zum letzten Liede ergreift, so weckt sie die edlen Gaben ihres Geistes aus dem Schlummer zum letzten Dienste. Noch einmal hüllt sie sich in die dunklen Kleider, die sie an ihrer Eltern und Schwestern Seite trug (wie Medea in den Zauberschleier ihrer Mutter); noch einmal schlingt sie den Gürtel um den Leib, den der Vater der Jungfrau, der Unvermählten, der vom Harm dieser Erde Unberührten, als Zeichen ihres hohen Ursprungs gegeben. Und noch einmal geht ihr das innere Gesicht auf, fließen Worte prophetischer Weisheit von den Lippen der Sterbenden.

Die mächtige Rhetorik des letzten Actes besonders, der Schmutz der Rede, der Glanz der Bilder, die Tiefe der Gedanken wiegen alle Nachtheile des Stückes völlig auf. Ueber ihr menschliches Leben hinaus scheinen die Personen in die Gegenwart und Zukunft zu weisen, zu symbolischer Ausdeutung herausfordernd; war ja der Dichter der Libussa sowie Goethe der festen Ueberzeugung, daß alle wahre Dichtung gewissermaßen symbolisch sein müsse.

Mit seiner letzten vaterländischen Tragödie „Ein Bruderzwist in Habsburg“ kehrte Grillparzer zur Manier des Ottokar zurück; wie dort stehen auch hier Ahnherren des regierenden Fürstenhauses im Mittel-

punkte; wie für jene Tragödie stellte er auch für diese ein ausgedehntes Quellenstudium an; wie dort drängte er auch hier weit auseinander liegende Thatfachen in den Rahmen von fünf Acten zusammen. Aber eine so großartige technische Bewältigung wie dort ist dem alternden Dichter hier nicht mehr gelungen. Bei größerer historischer Treue eine geringere dramatische Einheit; mehr nach Art der von Grillparzer sonst nicht sehr hoch geschätzten Shakespeare'schen Historien wächst das Stück allzusehr in's Breite; wie denn insbesondere Richard II. viele Züge für Kaiser Rudolph hergegeben hat.

Den Grundgedanken der Tragödie hat auch hier Grillparzer selbst ausgesprochen: Rudolf sollte das Hereinbrechen einer neuen Weltepoche bemerken, die anderen nicht; er sollte fühlen, daß es unmöglich sei, dem Unheil der kommenden Zeit vorzubeugen, ja er sollte die Ueberzeugung gewinnen, daß alles Handeln den Hereinbruch dieser neuen furchtbaren Zeit nur beschleunige. So ergab sich ihm für die Tragödie die Unthätigkeit als ein grandioses Motiv und Grillparzer hat dieses nach der landläufigen Meinung undramatische Motiv zu so mächtiger Steigerung gebracht, daß wieder wie bei der Hero alle ästhetischen Einwendungen schweigen müssen, vielmehr die Aesthetik gezwungen ist, die bisher abgesteckten Grenzen des Tragischen um dieser Tragödie willen zu erweitern.

Dieser ahnungsvollen Unschlüssigkeit Rudolf's sollte nun eitle Zuversicht, Thatendurst ohne Thatkraft in Matthias, den er verachtet, Verhärtung und Entschluß in Ferdinand, vor dem er ein heimliches Grauen hat, gegenübergestellt werden; auf die in der habsburgischen Familie seit Jahrhunderten typischen Gegensätze und Schwächen baute er die Verwicklung auf; dem zähesten Anhänger der alten Zeit sollte aber ferner in dem übermüthigen, tolldreisten, frechen Cäsar, der mit dem Heiligsten spielt und Lehre wie Kunst verachtet, der Repräsentant der neuen gefürchteten Zeit entgentreten: auch dieser ein Sprößling seines Stammes, ein Zweig seiner Familie. Die Episode des Stückes greift so in die Haupthandlung wirksam ein und verwächst mit dessen Idee zum organischen Ganzen. Der Sohn, gerichtet von seinem Vater, von seinem Herrn; ein tief erschütternder Moment, eine Scene von eminenter Bühnenwirkung, ein Vorgang von weitgreifender Symbolik.

War dem Dichter das Stück auf diese Weise aus dem Charakter des Kaisers erwachsen, so hat er auf nichts darin größere Kunst verwendet, als auf dieses Charakterbild, das in decenniennlangem Umgange gleichsam aus einem fremden Wesen zu seinem eigenen geworden ist.

Diesem launischen, mürrischen, bis zum kindischen Stampfen und zur ohnmächtigen Wuth Eigensinnigen, diesem Argwöhnischen, der im Innersten seiner Seele einen namenlosen Drang nach Glück und Frieden birgt, diesem erhabenen Träumer, der zu den Sternen emporblickt und alten Weissagungen nachhängt, lieb Grillparzer viele Züge seines eigenen Wesens. Nicht bloß die Strenge seiner Lebensanschauung, die Verbitte- rung seines Alters, seinen Groll über die Zustände der Gegenwart, auch seine Sehnsucht nach wahren Menschen, sein Gefühl der Vereinsamung, das in des Kaisers siebenfach abgetönten „Allein!“ im ersten Acte zu ergreifendem Ausdruck kommt. Selbst in kleinen Zügen, wie in der Begeisterung für Lope de Vega, gleicht er sich dem Kaiser an. Ist uns die Hero als ein Abbild von Grillparzer's Seele in seinen Mannesjahren erschienen, so ist der Kaiser Rudolf der Spiegel eines Wesens in den Jahren des Greisenalters. Dort, wo es gilt Grillparzer's Schöpfungen durch einzelne seiner dramatischen Figuren zu repräsentiren, sollte daher gerade diese eigenartigste seiner dichterischen Gestalten nicht fehlen.

8.

Konnten wir in Grillparzer's Jugendstücken die starke Nachahmung fremder Muster aufdecken, so sahen wir andererseits den Dichter in den reifen Schöpfungen seiner ersten Mannesjahre einen immer selbstständigeren und unabhängigeren Standpunkt gewinnen. Aber schon von der Mitte der Zwanzigerjahre an beginnt er sich mit so ausschließlicher Vorliebe einem großen Dramatiker der Weltliteratur zuzuwenden, daß er auch in seiner eigenen Production diese Neigung bald nicht mehr verleugnen kann. Mit der sinkenden Erfindungskraft steigert sich dieser Einfluß Lope de Vega's noch viel mehr, drückt den Tragödien der dritten Periode seit 1835 einen gemeinsamen Stempel auf und erreicht in dem zuletzt vollendeten Stücke „Die Südin von Toledo“ seinen Höhepunkt.

Die Lecture Lope de Vega's beginnt bei Grillparzer schon im Jahre 1820, wendet sich aber zunächst den lyrischen und epischen Dichtungen Lope's zu; erst 1824 finden wir ausführlichere Aufzeichnungen über die Lecture von dessen Dramen, welche von da ab wahrscheinlich niemals ganz aufhörte. An äußeren Anlässen, immer wieder zu Lope zurückzugreifen, fehlte es gleichfalls nicht, da Bedtitz und Halm sich in Bearbeitungen, Braunfels, Soden, Schack in Uebersetzungen versuchten und Michael Enk 1839 seine Studien in Buchform vorlegte,

wodurch wohl in Grillparzer zuerst der Gedanke wachgerufen wurde, seinen Zeitgenossen ein ähnliches, nur ausführlicheres Werk über den spanischen Dichter zu schenken. Nur Bruchstücke dieses Werkes liegen vor, trotz der unfertigen Form die liebevollste und zugleich gerechteste, die glänzendste und zugleich wahrste Charakteristik, die Lope de Vega bis jetzt erfahren hat.

Keine andere Literatur — die deutsche ausgenommen — hat auf Grillparzer einen so entscheidenden Einfluß ausgeübt als die spanische. Calderon und Lope de Vega sind die Genien, die zu Füßen des Träumenden wachen, während Schiller und Goethe zu Häupten desselben stehen. Der Einfluß Calderon's ist stärker in der Jugend; Lope de Vega bemächtigt sich seiner Mannesjahre; Calderon bewundert er, Lope de Vega liebt er; Calderon ahmt er nach, Lope de Vega dichtet er um; jener leiht ihm glänzende Perlen und Steine als Schmuck und Zier, dieser gießt ihm Tropfen seines eigenen Blutes in die Adern.

Versucht man im Einzelnen nachzuweisen, wo sich die Spuren dieses Einflusses aufdecken lassen, so muß man sich dabei die Warnung gegenwärtig halten, die Grillparzer seinen deutschen Landsleuten zuruft: „Unsere Deutschen würden ihn nachahmen, wie die Kinder mit Allem zum Maul fahren; und nachzuahmen ist an ihm nichts.“ Mehrmals ist Grillparzer mit Lope im Stoffe zusammengetroffen, aber ganz zufällig; denn daß er dessen „La imperial de Oton“ bei der Ausarbeitung seines *Ottokar* noch nicht gekannt habe, geht aus seiner Besprechung jenes Dramas deutlich hervor und die Bearbeitung der Sage von Hero und Leander durch Lope entzieht sich bis heute hartnäckig den Blicken der Forschenden, scheint also wohl nie gedruckt worden zu sein.

Die Behauptung Wilhelm Scherer's, daß die Eingangsscene des „Gastfreundes“, die religiöse Ceremonie, mit der das Stück eröffnet wird, an Lope's „El nuevo mundo“ und die Schilderung der Indianer bei Columbus' Landung erinnere, wird sich schwerlich aufrecht erhalten lassen; denn damals lag Lope de Vega unserem Dichter noch ferne. Erst bei der „Esther“ und beim „Treuen Diener“ werden wir von bewußter oder unbewußter Anlehnung reden dürfen. Der Grundgedanke des letzteren Stückes weist uns entschieden auf Lope's Demetriusdrama hin, wo Lamberto wissentlich seinen eigenen Sohn opfert, um seines Königs Sohn zu retten, dabei sein Hab und Gut einbüßt, in dem Drange der Flucht sein Weib zu Grunde gehen sieht, und für alle diese gebrachten Opfer am Ende seines Lebens nichts

weiter von seinem Herrn verlangt, als daß dieser auch im Glücke seiner, des alten Mannes, gedenken möge. Wenn Demetrius und seine Diener als Koch und Küchenjunge verkleidet erscheinen, tauchen Leon und Atalus vor unsern Blicken auf. Einige andere Vermuthungen sind bereits erwähnt worden. Aber der Schwerpunkt des Lope'schen Einflusses auf unseren Dichter liegt gewiß in solchen Nachahmungen von Einzelheiten und Motiven nicht. Grillparzer fand vielmehr in Lope de Vega Vieles wieder, was in höherem oder geringerem Grade auch einen Vorzug seines eigenen Talentes bildete und dem er, wenn er sich früher mehr Beschränkung auferlegt hatte, später als Bewunderer und Freund Lope's die Zügel schießen ließ. Das Märchenhafte, das ihn zu seinen besten Stoffen hinzog, fand er als Grundlage von Lope's Poesie wieder; Wunder, die in Lope's Stücken oftmals eingreifen, scheute sich Grillparzer nun nicht mehr zu verwenden; die Liebe theilweise als Zauber aufzufassen, ist Lope geläufig und in Aberglauben sind seine Stücke getaucht. Bewunderte er an Lope die Erfindung der kleinen Nebenmotive, durch welche selbst die bloßen Ausfüllungsscenen ein lebendiges Interesse erhalten und die uns auch das entferntest Scheinende nicht als müßig dastehend erkennen lassen, so treibt auch Grillparzer den unbedeutendsten Personen seiner Stücke Leben in die Adern; ja der Bruderzwist droht leider in eine Fülle von Nebenmotiven zu zerplittern. Wie mühte sich Grillparzer ab, das goldene Vließ unter einer würdigen Gestalt dem Zuschauer vor die Augen zu bringen, damit es nicht als bloßer Begriff wirke. Was that er da anders, als was er an Lope immer mit der höchsten Lobpreisung hervorhebt, daß er überall bildlich, anschaulich wird, das Gegentheil jeder Begriffspoesie ist. Er lebt sich in die Natürlichkeit, wie in das sophistisch Spielende und blendend Gaukelnde des Lope'schen Dialoges ein; er lernt es von ihm, die Sätze der Erfahrung, des Alters, der Weisheit der dramatischen Rede einzufügen, ohne deren raschen Fluß zu stören. Lebendigkeit und Fülle ist der Charakter von Grillparzer's Poesie ebenso immer gewesen, wie von der Lope de Vega's. Aber um wie viel gewinnen seine Reden an Bildlichkeit und individueller Färbung, seine Ausdrücke an sinnlicher Gewalt und packender Unmittelbarkeit; um wie viel reicher ist sogar sein Wortschatz geworden! Jenes naive Publicum, um welches er Lope de Vega beneidete, dem er alles zutrauen, wo er mit grenzenloser Freiheit von allem hätte sprechen dürfen, das konnte sich Grillparzer freilich nicht schaffen; aber um wie viel hingebender und naiver war immerhin der Kreis, für den er seine

Werke berechnete, als das norddeutsche Publicum Heinrich von Kleist's oder Achim von Arnim's. Auch dies lernte er mehr und mehr benützen. Die Liebeszene zwischen Hero und Leander wäre in ihrem Schlußtheile vor 1824 gewiß anders geschrieben worden als nach seiner Durchdringung mit Lope'schen Geist. Das fallen gelassene Märchenspiel „Der Traum ein Leben“ wieder vorzunehmen und zu vollenden, dazu schöpfte er aus Lope Kraft und Muth. Galomir in seiner thierischen Rohheit auf die Bühne zu bringen, dazu spornte ihn weniger der Vorgang Shakespeare's (Kaliban im „Sturm“) als der Freimuth an, mit dem Lope de Vega die Wilden auf der spanischen Bühne sich gebahren ließ; im Leon kehrt die komische Figur der Wiener Bühne wieder zur edleren Gestalt des Gracioso zurück, die an ihrer Entstehung und Ausbildung nicht unbetheiligt war.

Gegen eine verbildete, in philosophischen Theorien schwelgende Zeit meinte er gerade diesen seinen Lieblingsdichter ins Feld führen zu müssen, und während Calderon unseren österreichischen Dichter zu einigen Spitzfindigkeiten verleitete, dürften wir einen ähnlichen Vorwurf gegen Lope nicht erheben. Grillparzer war nicht mehr jung genug, nicht leichtblütig genug, er war zu gewissenhaft im Allgemeinen und im Einzelnen, als daß er mit dem fruchtbarsten Dichter aller Zeiten auch nur im weitesten Abstände hätte Schritt halten können; aber sich mit ihm zu erfüllen, das Vorhandene und die Anschauung wieder in ihre Rechte einzusetzen, es aber der äußeren Form, ja dem Inhalte nach ganz anders zu machen, dazu hielt er sich für befähigt. Daneben suchte er einige Stücke des Spaniers durch Uebersetzung oder Umarbeitung seinen Landsleuten anzueignen und legte Lope's „Las pazes de los Reyes y Judía de Toledo“ seiner Tragödie „Die Jüdin von Toledo“ zu Grunde.

Grillparzer hatte diesen Stoff zuerst aus einer geschichtlichen Darstellung kennen gelernt und sich ihn merkwürdigerweise schon lange vor seiner Bekanntschaft mit Lope de Vega in den Jahren 1812 bis 1813 aufgezeichnet; auch später hat er die Historiker, besonders Mariana, nicht vernachlässigt; dagegen scheinen ihm die anderen spanischen Dramatisirungen dieses Stoffes, von Diamante im 17. und von García de la Huerta im 18. Jahrhundert, unbekannt geblieben zu sein.

Er konnte nun weder Lope's vorspielartigen ersten Act brauchen, der Alonso als Kind vorführte, noch das zweimalige Eingreifen des Engels, noch den von ihm allerdings sehr bewunderten Schluß: wie

König und Königin, in derselben Kirche zusammentreffend, unabhängig von einander ihre Gebete zum Himmel senden. Ihn kam es auf die beiden Frauengestalten an, die er einander gegenüberstellte, zwischen denen er den König hin und her schwanken läßt.

So hat er aus der bei Lope ziemlich unbedeutenden Jüdin einen Ausbund weiblicher Koketterie geschaffen: die Gluth der Sinnlichkeit umflackert sie; eine spielerische Leidenschaft, ein gewisses Raffinement des Genusses ist die Grundlage ihres Wesens; nicht umsonst hatte er einst die Gestalt der Shakespeare'schen Cleopatra zum Zwecke eigener dichterischer Wiedergabe studirt; sie hebt sich von ihrem dumm-dreisten, furchtsamen, feigen, habüchtigen Vater auf der einen Seite und von der besonnenen, klugen, fast weissen Esther, die in dieser Auffassung ganz Grillparzer's Erfindung ist, auf der anderen Seite ab. Bei der Königin hat Grillparzer die Abneigung der Spanier gegen die Engländer in seiner Weise genützt; sie ist schüchtern, scheinbar kalt; als es aber zum äußersten kommt, ist sie die kühnste: die Großen glauben sich mit der Entfernung der Jüdin begnügen zu können, sie dagegen fordert in offener Versammlung leise, jedoch entschieden deren Tod.

Zwischen diesen beiden Frauen steht der schwache, unselbstständige, schwankende König, von der mannhaften Gestalt Manrique's und der weltmännisch-heitern ritterlichen Erscheinung Garceran's umgeben; jung, willenlos, ohne die Liebe noch kennen gelernt zu haben, war er in die Ehe getreten; jetzt wird er von den Fesseln einer sinnlichen Leidenschaft umstrickt. Denn ist „Hero und Leander“ die Tragödie der Liebe, so ist „Die Jüdin“ eine Tragödie der bloßen Leidenschaft; der vergeistigten Neigung dort steht das rein sinnliche Wohlgefallen hier gegenüber; der tiefen, herzaufwühlenden, todtbringenden Liebesweihe dort — hier die schwüle, betäubende, bethörende Wollust. Als eine Art Bezauberung hat Grillparzer das Verhältniß des Königs zu Rahel dargestellt, nicht gegen die Anschauungen Lope's, in dessen Stücken ähnliche Vorgänge, beherzende Säfte u. dgl. nichts Ungewohntes sind, hier aber mehr den Andeutungen eines französischen Schriftstellers, Jacques Cazotte, folgend, der den Stoff im vorigen Jahrhundert novellistisch behandelte. Wie sehr er aber gerade dieses Motiv vertieft hat, zeigt das schöne menschlich erklärende Wort, das er dem König in den Mund legt:

„Umgeben sind wir rings von Zaubereien,
Aber wir selber sind die Zauberer.“

Was weit entfernt, bringt ein Gedanke nah,
 Was wir verschmäht, scheint andrer Zeit uns hold,
 Und in der Welt voll offenbarer Wunder,
 Sind wir das größte aller Wunder selbst.“

Dieser Zauber ist durch den Tod Rachel's durchaus nicht be-
 seitigt und ihr Bild allein wäre im Stande, den König zur Rache
 gegen ihre Mörder aufzureizen. Da drängte sich unserem Dichter eine
 eigenthümliche Lösung auf. Noch einmal will der König einen Blick
 werfen auf ihren üppigen Wuchs, auf den stolzen Bau ihrer Glieder,
 auf ihren Mund, der Athem sog und Leben hauchte. Als er aber an
 der Leiche steht, da erscheint ihm ihr Antlitz wie verzerrt; ein böser
 Zug um Wange, Kinn und Mund, ein lauernd Etwas in dem Feuer-
 blick vergiftet, entstellt ihre einstige Schönheit; ernüchtert, ja entsetzt
 wendet er sich ab und findet seine menschliche und königliche Würde wieder.

Auch diese Schlußwendung, zu der vielleicht ein berühmtes Wort
 in der letzten Scene von Lessing's „*Emilia Galotti*“ mit Veranlassung
 gegeben hat, fand Grillparzer bei Lope de Vega, aber nicht in „*Las
 paces de los Reyes*“, sondern in der „*Corona merecida*“, wo sich
 eine Donna Sol, als sie sich gegen die Verfolgungen des Königs auf
 keine andere Weise mehr zu schützen weiß, ihren Körper durch Wunden
 verstümmelt, bei deren Anblick der Zudringliche schauernd entflieht.
 Hier wie dort stößt dieser gewagte Schluß ab, und aller Kunst der
 Charakteristik, aller Feinheit der Motivirung ist es nicht gelungen,
 den beängstenden, beklemmenden Eindruck zu mildern.

Und dennoch würde ein wesentliches Element in Grillparzer's
 menschlichem wie in seinem dichterischen Charakterbild fehlen, wenn
 etwa dieses sein letztes Stück nicht fertig geworden wäre. Haben wir
 in Jason Züge gefunden, die der Dichter in seiner eigenen Seele wie
 in einem Spiegel gelesen hat, so ist ihm auch der Uebergang von der
 glühendsten Zärtlichkeit zu einem Zustande der fremdesten Kälte, des
 Vergessens, ja der Feindseligkeit durchaus nicht unbekannt gewesen;
 er trat immer ein, sobald der theilnehmende Gegenstand nicht mehr
 in die Umrisse passen wollte, die seine Phantasie ausmalend, ver-
 schönernnd gezogen hatte; wie ihm ja nach seinem eigenen Bekenntnisse
 überhaupt die Wirklichkeit niemals gehalten hat, was die Phantasie
 ihm versprochen hatte. So fehlt auch dieser halb räthselhaften psycho-
 logischen Schlußwendung die Unterlage des Erlebten nicht. Der Dichter
 zog mit diesem letzten Stücke gleichsam die letzte Hülle von seiner
 Seele ab.

Grillparzer hat oft den Gedanken entwickelt, die deutsche Nation sei als die letzte unter den europäischen Culturnationen in die Zeit ihrer dichterischen Reise eingetreten, habe als die letzte eine National-Literatur sich gegründet; deswegen sei ihr die Erreichung dieses Zieles schwerer geworden als den anderen; deswegen habe sie aber auch eine höhere Stufe erstiegen als alle anderen. Daran anknüpfend kann man sagen: Grillparzer ist bis jetzt der letzte große Dramatiker der Welt-Literatur. Eine Fülle der schwierigsten und dankbarsten dramatischen Probleme sah er sich bereits vorweggenommen, fand er schon gelöst vor. Er mußte nach verborgenen Schätzen seine Wünschelruthe ausstrecken und sie hat ihn nicht getäuscht. Er vertiefte, er verinnerlichte die Stoffe, die er von Anderen überkam, er schuf sich neue, indem er den Erfahrungen seines eigenen Inneren Leben und Gestalt verlieh. Er lernte von seinen Vorläufern was zu lernen war, er steht auf deren Schultern. Aber unangetastet bewahrte er sich den Kern seines Wesens und schloß sich nicht ab gegen die Ideen, welche seine Zeit erfüllten. So wurde er ein moderner Dichter im wahren Sinne des Wortes; als wichtiger dichterischer Vertreter der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts steht er da und als solcher wird er den künftigen Jahrhunderten erscheinen.

9.

Ueber die Geschichte des Denkmals, zu dessen Enthüllungsfeier diese Betrachtungen angestellt wurden, steht mir sehr geringes Material zu Gebote, das ich im Folgenden vorlege. Wenige Wochen nach Grillparzer's Tod wurde am 10. März 1872 ein Aufruf erlassen, dessen Eingang im Folgenden reproducirt wird:

„Am 21. Jänner 1872 schied Franz Grillparzer aus dem Leben. In ihm verlor die Dichtkunst einen ihrer Meister, Wien einen seiner berühmtesten Bürger, das ganze Vaterland aber einen seiner edelsten und treuesten Söhne.

Der Ruhm seines Namens wird übergehen in die fernste Zukunft, kommende Geschlechter werden sich an seinen dichterischen Schöpfungen erfreuen, an seinen Gedanken begeistern, an der Fülle seiner Lebensweisheit sich bilden und veredeln.

Der Gegenwart aber liegt es ob, dem dahingeshiedenen Genius den letzten Zoll der Verehrung zu weihen und ihm ein würdiges Denkmal an würdiger Stelle zu setzen, ein Denkmal, welches bezeugen soll, daß die Zeitgenossen den echten Dichter, den Mann mit makellosem

Charakter, den Patrioten voll aufopferungsfreudiger Hingebung in seiner ganzen Bedeutung erkannt und zu würdigen gewußt haben.“

Das Comité für die Errichtung des Denkmals stand unter dem Protectorate des Erzherzogs Karl Ludwig; Präsident war Johann Adolf Fürst zu Schwarzenberg und nach dessen Tode Ferdinand Fürst Kinsky. Die Hälfte der ursprünglichen Comitémitglieder ist bereits verstorben: Anastasius Grün, Dingelstedt, Alfred Graf Potocki, Anselm Freiherr von Rothschild, Friedrich Freiherr von Sclay, Eduard Freiherr von Todesco, Bela Freiherr von Wenckheim, Moriz Freiherr von Wodianer, Rudolf Graf Wrbna. Außerdem gehörten ihm an: Alfred Ritter von Arneth, Nikolaus Dumba, Dr. Cajetan Felder, Dr. Karl von Stremayr, Dr. Joseph Unger, Joseph Weilen und als Vertreter von Grillparzer's Familie: Baron Sonnleithner.

Die eingeleiteten Sammlungen ergaben folgende Summe: 64,936 fl. 11 fr., 250 Piaster, 4 Ducaten, 50 Francs, 188 Thaler 10 Groschen und 7 Pfennige. An der Spitze der Beitragenden stand Sr. Majestät der Kaiser Franz Joseph (2000 fl.), Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth (1000 fl.), Sr. Majestät der Kaiser Ferdinand (1000 fl.), Ihre Majestät die Kaiserin Carolina Augusta (1200 fl.); ferner die meisten Mitglieder des kaiserlichen Hauses, darunter der Erzherzog Protector mit 3000 fl.; der König von Hannover (500 fl.). Die größten Summen rühren von der Stadt Wien und von Baron Rothschild her (je 5000 fl.); die hohe Aristokratie und die Wiener Finanzkreise sind gleichmäßig vertreten. Zwei Vorstellungen des Burgtheaters ergaben, die eine 3437 fl. 19 fr., die andere 3650 fl. 45 fr.; eine Vorstellung im Stadttheater 2940 fl. 35 fr.; eine von österreichischen Staatsangehörigen im Gewandhaus zu Leipzig veranstaltete Matinée 188 Thaler; auch sonst sind die im Auslande lebenden Oesterreicher vertreten (Constantinopel, Rio de Janeiro etc.). Eine durch Wiener Damen eingeleitete Subscription ergab 300 fl., die Frauen der Gemeinde Alland spendeten 10 fl., Lehrer und Schüler zahlreicher Mittelschulen (Brünn, Freistadt, Freudenthal, Graz, Innsbruck, Klagenfurt, Linz, Olmütz, Prag, Salzburg, Teichen, Troppau, Weidenau und fünf Wiener Gymnasien) steuerten bei. Von dichterischen Zeitgenossen dürfen außer den Mitgliedern des Comité's die Baroninnen Ebner und Knorr genannt werden. Nührend der bescheidenste Beitrag: Dr. Winckler aus Tglau „von einem armen Dichter“ 50 fr.

Die Vergebung des Denkmals sollte auf Grund einer Concurrenz-ausschreibung stattfinden. Unter 27 eingelieferten Projecten wurde das

von Professor Weyr herrührende von dem Denkmalcomité einstimmig zur Ausführung gewählt (Januar 1877), später aber eine Vereinbarung getroffen, daß Prof. Kundmann mit der Durchbildung der Hauptfigur, Weyr mit der Herstellung des übrigen plastischen Theiles und Baron Hajenauer mit der architektonischen Anordnung auf Grundlage des Weyr'schen Entwurfes betraut werden sollte.

Ueber das vollendete Denkmal liegt mir eine Beschreibung vor, die ich der Güte Prof. Weyr's selbst verdanke.

Darnach stellt es sich dem Auge des Beschauers in der Form einer antiken Cydra, eines hemycyclischen Baues dar, in dessen Mitte eine links und rechts von zwei Dreiviertelsäulen corinthischer Ordnung flankirte und von einem Giebel gekrönte Nische die Statue des Dichters umschließt. Den Giebel füllen Amoretten, die eine Tafel mit dem Namen des Dichters halten, der Fries im Gebälke ist mit dramatischen Masken und Lorbeerwülsten geschmückt. An diesen Mittelbau reihen sich beiderseits viertelkreisförmige Wände, die durch starke Pilonen, geziert mit den Symbolen der Dichtkunst, einer Lyra und einer Doppelflöte, nach außen ihren Abschluß finden. Diese Wände, längs deren sich eine Sitzbank hinzieht, sind durch Pilaster in je drei Felder getheilt, welche in Reliefdarstellungen prägnante Scenen aus Grillparzer's bedeutendsten Dramen in malerischer Conception wiedergeben. Dieser Aufbau ruht auf einem granitenen dreistufigen Plateau und ist aus Sterzinger Marmor ausgeführt, während die Figur, die Reliefs und der ornamentale Schmuck aus Laaser Marmor hergestellt sind. Die Gesamtausdehnung des Denkmals beträgt beiläufig 36 Fuß in der Breite; die Höhe des Mittelbaues 20 Fuß, die Höhe der Wand 12 Fuß 6 Zoll, während die Hauptfigur 7½ Fuß hoch ist und jedes Relief eine Höhe von 6 Fuß 2 Zoll 3 Linien und eine Breite von 5 Fuß 9 Zoll hat.

Betrachten wir das Denkmal von links nach rechts, so stellt das erste Relief die Schlussscene der „Ahnfrau“ dar. Ein romanischer Kreuzgang; Bertha in der Gruft ihrer Ahnen auf dem Sarkophage, über den sich die himmlisch verklärte Gestalt der Ahnfrau in die Lüfte erhebt. Schon hat sie dem Sündensohne das Furchtbare enthüllt, mit der einen Hand weist sie auf die Leiche; schon hat sie den Verlorenen in ihre Arme geschlossen und so selbst den Schicksalspruch an ihm vollzogen, die eindringenden Soldaten, den Hauptmann mit Günther und Boleslaw an der Spitze, weist sie mit abgestreckter Hand von sich, so daß sie erstarrt stehen bleiben. Jaromir aber, aus der tödtlichen

Umarmung zurücktaumelnd, bricht an dem Sarkophage zusammen. Ueber seine Leiche werden die segens- und friedensreichen Worte der Ahnfrau ertönen:

„Scheid' in Frieden, Friedenloser!
 Nun, wohlan! es ist vollbracht!
 Durch der Schlüsse Schauernacht,
 Sei gepriesen, ew'ge Macht!
 Deffne dich, du stille Klausel,
 Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause.“

Daran reiht sich die Schlusscene des ersten Actes aus „Der Traum ein Leben.“ Rustan auf seinem Lager. Die Töne des Liedes „Schatten sind des Lebens Güter“ sind soeben verklungen, die ehrgeizigen Wünsche steigen aus seiner Seele auf und gestalten sich zu Bildern. „Mehrstimmige leise Musik greift in die Harfentöne ein. Zu des Bettes Häupten und Füßen tauchen zwei Knaben auf. Der Eine, bunt gekleidet, mit verlöschter, der Zweite in braunem Gewande mit brennender Fackel. Ueber Rustan's Bette hin nähern sie einander die Fackeln. Die des Buntgekleideten entzündet sich, der Dunkle verlöscht die seine gegen die Erde. — Da öffnet sich die Wand des Hintergrundes. Wolken verhüllen die Aussicht. Sie heben sich. Die Gegend, in der der zweite Act spielt, wird sichtbar, von Schleiern bedeckt. Auch diese schwinden; ein erster, ein zweiter. Die Gegend liegt offen da. Neben dem im Vorgrunde stehenden Palmbaume hebt sich in weiten Ringen eine große, goldglänzende Schlange bis zu seinen untersten Blättern hinanstrebend, nach und nach empor. — Rustan macht eine Bewegung im Schlafe.“ Diesen Augenblick hat der Künstler festgehalten. Wie dies auch auf der Bühne zu geschehen pfllegt, hat er die ganze Handlung der ersten Scene des zweiten Actes im Hintergrunde dargestellt: Der König von der Schlange verfolgt, der Mann auf dem Felsen, Rustan, dessen Verdienst sich aneignend, Zanga durch die Palme gedeckt, den Vorgang beobachtend. In die Gestalten der beiden Genien mußte er den tiefen symbolischen Gehalt des Dramas zusammendrängen; er hat daher den Genius, der soeben seine Fackel verlöscht, älter dargestellt, als der Dichter vorschreibt; die Ueberzeugung von der strengen, unerbittlichen Wahrheit des Lebens, von der Wichtigkeit und Flüchtigkeit des irdischen Daseins drückt sich in dessen strengen Zügen in unvergleichlicher Weise aus, während der blendende Glanz der bunten Traumwelt uns aus dem Antlitz des Anderen entgegenleuchtet. Und noch ein anderes überaus sinniges Mittel hat der Künstler angewendet,

um den Grundgedanken des Stückes zu versinnlichen. Längs der Decke des orientalischen Gemaches zieht sich an den Wänden eine Inschrift hin, welche die stimmungsvollen Verse des persischen Dichters Mahmud Schebisteri in der Originalsprache wiedergibt:

„Du liegst im Schlafe, dein Sehn ist Traumgebilde,
Was immer du gesehn, es ist nur Phantasie;
Erwacht am frühen Morgen du, wirst wissen dann,
Daß alles dies nur Einbildung sei und Wahn.“

Auf das schaurige Grabesdunkel, auf die fackelbeleuchtete Trauerszene — das helle Tageslicht der historischen Scene. Den Höhepunkt des Stückes „König Ottokar's Glück und Ende“ stellt das dritte Relief dar. Ottokar ist bereit, die Lehen von Böhmen und Mähren aus der Hand Rudolf's von Habsburg entgegenzunehmen.

So kommt in's Zelt!
„Rudolf.
Ottokar.
Warum nicht hier?
Rudolf.
Es werden
Des Reiches Lehen knieend nur genommen.
Ottokar.
Ich knien?
Rudolf.
Das Zelt verbirgt uns jedem Auge.
Dort sollt Ihr knien vor Gott und vor dem Reich,
Vor Keinem, der ein Sterblicher, wie wir.
Ottokar.
Wohlan!
Rudolf.

Ihr wollt? Gefegnet sei die Stunde!
Geht Ihr voran, ich folg' Euch freudig nach;
Wir Beide feiern einen großen Sieg!“

Sie gehen ins Zelt, die Vorhänge fallen zu. Da kommt Zawisch von Rosenberg, fragt nach dem König, und als er erfährt, daß er die Lehen nehme, haut er mit dem Schwert die Zeltschnüre ab, die Vorhänge fallen, und man sieht Ottokar vor Rudolf knien, der ihm eben mit dem Schwert die Lehen von Böhmen ertheilt hat. Diese Scene hat der Künstler in den Vordergrund gerückt. In den beiden Gestalten

hat er die mächtigen Gegensätze zu verkörpern gestrebt; der kräftig gebaute, breitschulterige Ottokar im reichen Königsornate, die hagere Gestalt Rudolf's im schlichten Gewande; der mühsam zurückgedrängte Troß des Einen, die milde, würdevolle Ruhe des Anderen. Kreuz und Reliquienschein sollen Rudolf's frommes Wesen symbolisiren, an der Seite lehnt seine Rüstung; gewaltig aber ragt der rothe Löwe Habsburgs aus dem Bilde hervor. Man gedenkt der Scene des ersten Actes, in der der Abgesandte des Reichstages den Schild Habsburg's statt desjenigen Ottokar's ergriffen hatte und Ottokar davor zurückgeprallt war; er deutet aber auch vorwärts auf das Ende des Stückes, auf den Jubelruf: „Habsburg für immer!“

Während die Reliefs der linken Seite die romantischen Dramen des Dichters repräsentiren, sind die der rechten Seite den classischen Tragödien Grillparzer's gewidmet; dort mittelalterliches und orientalisches Costüm, hier classische Landschaft; dort Innenräume, hier die Scenen im Freien; dort männliche Figuren im Vordergrunde, hier weibliche Gestalten im Mittelpunkte. Die weltumfassende Weite der Phantasie des Dichters springt uns auf's deutlichste in die Augen.

Zunächst der Abschied Sappho's von Melitta und Phaon. Die Flamme auf Aphroditens's Altar ist auf ihr Geheiß entzündet worden, sie hat ihr letztes Lied gesungen, die Götter haben sie erhört. Sie hat die beiden Liebenden zu sich herbeigerufen. Sie hat Phaon auf die Stirne geküßt:

„Es küßet Dich ein Freund aus fernen Welten“,

Dankend ist er ihr zu Füßen gesunken. Da umarmt sie Melitta:

„Die todt' Mutter schickt Dir diesen Kuß.“

Die Meereswogen rauschen zu ihren Füßen, Rhamnes und die Sklavinnen sind im Hintergrunde sichtbar.

Im grellen Gegensätze zu der resignirten Abschiedsstimmung dieses Bildes stellt das nächste Relief die leidenschaftlichste Scene aus der „Medea“ dar: den Höhepunkt des Stückes. Medea hat es durch ihre Bitten erreicht, daß sie eines ihrer Kinder mit in die Verbannung nehmen dürfe. Diese selbst sollen wählen zwischen Vater und Mutter; sie wollen aber von ihrer milden Beschützerin Kreusa nicht lassen. Medea's Zureden, ihre Bitten, ihre Befehle und Drohungen haben keinen Erfolg.

„König.

Sie wollen nicht!

Medea.

Das lügst Du, falscher, ungerechter König!
 Sie wollen, doch Dein Kind hat sie verlockt!
 Hört Ihr mich nicht? — Berruchte! Gräßliche!
 Der Mutter Fluch, des Vaters Ebenbild!

Jason.

Sie wollen nicht!

Medea.

Laß Jene sich entfernen!
 Die Kinder lieben mich, bin ich nicht Mutter?
 Doch sie winkt ihnen zu und lockt sie ab.

Kreusa.

Ich trete weg, ist gleich Dein Argwohn falsch.

Medea.

Nun kommt zu mir! — Zu mir! — Mitterbrut!

(Sie geht einige Schritte auf sie zu, die Kinder fliehen zu Kreusen.)

Medea.

Sie fliehn mich! Fliehn!

König.

Du siehst, Medea, nun,

Die Kinder wollen nicht, und also geh!"

Hier beiläufig setzt die bildliche Darstellung ein. Noch einmal versucht sie es mit Bitten und Schmeicheln; jedes gute Wort wird aber von einem Worte des Fluches aufgewogen: ein solches ausstoßend, steht sie im Vordergrunde des Bildes da. In ihren innersten, heiligsten Gefühlen ist sie verletzt, besiegt, vernichtet, zertreten: aber sie bäumt sich dagegen auf mit allen Fiebern ihres Wesens und der furchtbare Gedanke, der sich im folgenden Acte zur That umsetzt, beginnt in ihrer Seele zu erstehen. Der Moment ist für den bildenden Künstler fruchtbarer als jener andere, an den man bei einer Auswahl denken könnte, wie sie nach vollbrachter That aus dem Säulegange tritt, in der Linken den Dolch, mit der rechten hoch erhobenen Hand Stillschweigen gebietend; fruchtbarer schon deshalb, weil er alle Personen des Dramas auf der Scene vereinigt.

„Des Meeres und der Liebe Wellen“ bildet den Schluß. Es ist die Scene am Anfang des fünften Actes zur Darstellung gebracht: Der Platz vor Hero's Thurm, am Ufer des Meeres; im Hintergrunde

der Tempel, der Priester mit dem Tempeldiener im Gespräche. Hero und Janthe am Ufer, Hero hat den Göttern gedankt für ihre vermeintliche Fürsorge um den Geliebten, Janthe spielt mit dem Auswurf des Meeres, mit Tang und See gras und Muscheln, mit dem nach Wimpelart gebundenen Schleier, der demjenigen Hero's gleicht.

„Hero.

Laß das Getändel, laß! Erheb die Zweige.

Janthe.

Sie sind so schwer. O weh, mein gutes Kleid!
Nun, denk' ich, halt' ich sie. Ei ja! sie weichen.
Tritt selber nur herzu. Ich halte. Schau!

(Sie hat die auf den Boden herabhängenden Zweige zusammengefaßt und emporgehoben. Leander liegt todt auf der Anfurt.)

Hero (aufstehend).

Ich komme denn. — Ein Mann! — Leander! — Weh!“

Mit diesem Schreckensrufe auf den Lippen, zurückprallend vor dem unerwarteten Gräßlichen steht Hero auf dem Denkmal da. Ihr ganzes Dasein, Vergangenheit und Zukunft drängt sich in diesem Sammerlaut zusammen, sie schließt ihr eigenes Leben gleichsam damit ab; ihr Herz ist gebrochen und sie kann nichts thun, als dem Geliebten im Tode nachfolgen.

Wenden wir uns nun der Statue des Dichters selbst zu, so scheint mir allerdings eine Incongruenz darin zu liegen, daß er nicht in dem Alter dargestellt wurde, in welchem er die hier in den Hauptscenen vergegenwärtigten Dramen schuf, sondern in weit vorgerückteren Jahren, in denen er mehr Denker als Dichter war, mehr genießend als producirend. Inmitten dieser Welt seiner eigenen Kunstwerke sähen wir gerne den siegreich aufstrebenden, den von seiner dichterischen Begeisterung fortgerissenen, jugendlich frischen und kräftigen Grillparzer verewigt. Setzt man sich aber über diesen Widerspruch hinweg, so kann man die Bewunderung nicht zurückhalten über diesen herrlich durchgebildeten, wahrhaft durchgeistigten Kopf, über die so überaus gelungene Verschmelzung von Milde und Herbheit, von tiefem Ernst und wehmüthiger Heiterkeit in seinen Zügen. Und wie wohl entspricht die sinnende, nachdenkliche Stellung mit dem leise vor- und seitwärts geneigten Haupte der Auffassung, die wir von dem Dichter während der zweiten Hälfte seines Lebens haben! Und nicht bloß während dieser; denn auch der jugend-

liche Dichter hatte seinen vorausgegangenen Lieben keinen anderen Wunsch nachzurufen als den:

„Sucht mir ein Kämmerchen, Liebe!
Still und freundlich und klein,
Doch in Eurer Nähe:
Ich bin nicht gerne allein;

Heimlich sei es und stille,
Schatten mäß'ge den Tag,
Daß ich gern sitzen und sinnem,
Dichten und denken mag.“

Die Aufstellung des Denkmals im Wiener Volksgarten ist derart, daß der Blick des Dichters auf die Bühne des neuen Burgtheaters gerichtet ist. Möchten dort auch diejenigen seiner poetischen Gestalten wieder zum Leben erweckt werden, deren schauspielerische Darstellung zu genießen der gegenwärtigen Generation seit Langem versagt geblieben ist.

An Oesterreichs Alpenbahnen. *)

Ein Führer im Liede durch Oesterreichs Hochgebirgswelt.

Von P. v. Radics.

(Schluß.)

Ueber Attnang, das zum Knotenpunkt nach vier Richtungen des Alpenbahnnetzes geworden, geht es auf der Kaiserin Elisabeth-Westbahn, bekanntlich der frühesten Theilstrecke der heutigen k. k. Staats-eisenbahnlinien, der alten geistlichen Metropole Salzburg, einer wahren „Apostelstadt“ des Christenthums, zu, wo uns auf Schritt und Tritt die Erinnerung an die frühesten Zeiten der Heidenbekehrung in Oesterreich, wie nicht minder an die Tage der geistlich-weltlichen Herrschaft der Kurfürsten von Salzburg begleitet, und wo in deren ehemaliger „Residenz“ eine kunstfönnige, hochehrliche Familie, Seine k. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Großherzog Ferdinand IV. von Toscana und die Seinen, ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Und die dem hochehrlichen Kaiserhause, sowie auch der Literatur leider allzufröh entrißene geistvolle Erzherzogin Marie Antoinette, unter dem Pseudonym Arno, trotz ihrer Jugend schon als hervorragende deutsche Dichterin voll anerkannt gewesen, hat der ihr zur neuen Heimath gewordenen liebewerthen Stadt ein Loblied gesungen, wie dieser vor und nach kein schöneres erklingen.

Der in des Reichsfreiherrn Albin v. Teuffenbach höchst verdienstlichen „Vaterländischen Ehrenbuch“ zuerst erschienene Hymnus lautet:

*) Siehe: „Oesterreichisch-Ungarische Revue“, Bd. VII, S. 152.

Salzburg.

Sei gegrüßt, du Oest'reichs Perle,
Salzburgland, so schön und reich!
Deine Pracht, sie ist bezaubernd,
Kaum ein andres kommt dir gleich.

Seid gegrüßt, ihr stolzen Alpen,
Die ihr vornehm niederblickt,
Immer neue Bilder zaubert
Und das Herz stets neu entzückt!

Kann nicht sagen, seid ihr schöner,
Nagt ihr blau in duft'gem Schein,
Brennt ihr heiß in Feuergluthen,
Hüllen euch die Wolken ein.

Blendend weiß sind eure Gletscher,
Euer Gießbach weit erschallt,
Lieblich würzt der Blumenfülle
Süßer Duft den dunklen Wald.

Und nicht prächtig nur für's Auge
Ist der grüne Salzachstrand,
Auch sein Inn'res ist gefegnet,
Gold und Salz beglückt das Land.

Doch die köstlichste der Gaben,
Die von Gott ihm zugesellt,
Sind die bied'ren frommen Söhne
Dieser schönen Alpenwelt.

Malerisch in ihren Trachten,
Frohen Sinn's, voll Arbeitslust,
Sie an Oest'reich innig hängen,
Kaiserlieb' in treuer Brust.

Aus dem frohen Mund des Volkes
Klingt die Sage schön hervor
Von dem Untersberg, dem Alten,
Den belebt der Geister Chor.

Früh schon hat dies Land gesehen
Christenthum und seinen Glanz;
Auf dem friedlichen Gefilde
Blühte auch der Marterkranz.

Eher als des Heiland's Lehre
Brachten Römer die Cultur,
Finden kannst du in Jubavum
Da und dort noch ihre Spur.

Doch erhab'ner, was die Kirche
Edler Liebe zu uns spricht:
Salzburg's hehre Gottesempel
Weisen es im hellsten Licht.

Zeugen auch vom Sinn, dem edlen,
Für die Kunst, der stets belebt
Salzburg's hohe Kirchenfürsten,
Die das Beste nur erstrebt.

Doch das herrlichste im Lande
Ist die Stadt, die wonnig traut
Glänzt in wunderbarer Schönheit
Einer minniglichen Braut.

Sei gegrüßt, du Fürstentochter!
Weit und breit bist du bekannt,
Deine lieblich-schöne Krone
Sieht man ragen weit in's Land.

Noch ein Schmuck ist dir verliehen,
Halsgeschmeid', das Salzachband,
Das sich legt um deinen Nacken
Gleich dem köstlichsten Demant.

Wie dir deiner Berge Gürtel
Greifen gleich zur Seite steht,
Hebt er deines Frühlings Reize
Durch des Alters Majestät.

Drum auch, daß bei diesem Bilde
Jedes Menschenherz erglüht,
Ahnung himmlischer Gefilde
Durch die trunk'ne Seele zieht.

Erzherzogin M. Antoinette, Prinzessin von Toscana.

Die Station Vond, der von Naturschönheiten sonder Zahl be-
gleiteten Giselabahn-Strecke der k. k. Staatseisenbahnlunien, darunter
allen voranleuchtend Zell am See, ermöglicht uns heute die weitaus
bequemere Zufahrt zu dem altberühmten Heilquell von Gastein, den

Dichtermund wiederholt gepriesen, keiner doch so hoch und hehr als
Oesterreichs Dichterheros Grillparzer in seinem

Abschied von Gastein.

Die Trennungsstunde schlägt, und ich muß scheiden,
So leb' denn wohl, mein freundliches Gastein!
Du Trösterin so mancher bittern Leiden,
Auch meine Leiden lulltest du mir ein,
Was Gott mir gab, warum sie mich beneiden,
Und was der Quell doch ist von meiner Pein,
Der Qualen Grund, von wenigen ermess'n,
Du liehest mich's auf kurze Zeit vergessen.

Denn wie der Baum, auf den der Blitz gefallen,
Mit einemale strahlend sich verklärt,
Rings hörst du der Verwunderung Ruf erschallen,
Und jedes Aug' ist staunend hingefehrt;
Indeß in dieser Flamme glüh'ndem Wallen
Des Stammes Mark und Leben sich verzehrt.
Der, wie die Lohe steigt vom glüh'n'den Herde,
Um desto tiefer niederstinkt zur Erde

Und wie die Perlen, die die Schönheit schmücken
Des Wasserreiches wasserhelle Zier,
Den FINDER, nicht die Geberin beglücken,
Das freudenlose, stille Muschelthier;
Denn Krankheit nur und langer Schmerz entücken
Das heißgesuchte, traur'ge Kleinod ihr,
Und was euch so entzückt mit seinen Strahlen
Es ward erzeugt in Todesnoth und Qualen.

Und wie der Wasserfall, deß lautes Wogen,
Die Gegend füllt mit Nebel und Getos,
Auf seinen Busen ruht der Regenbogen,
Und Diamanten schütteln rings sich los;
Er wäre gern in's stille Thal gezogen,
Gleich seinen Brüdern in der Wiesen Schoos,
Die Klippen, die sich ihm entgegensetzen,
Verschönern ihn, indem sie ihn verletzen.

Der Dichter so; wenn auch vom Glück getragen,
Umjubelt von des Beifalls lautem Schall,
Er ist der welcke Baum, vom Blitz geschlagen
Das arme Muschelthier, der Wasserfall;
Was ihr für Lieder haltet, das sind Klagen,
Gesprochen in ein freudenleeres All
Und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umschweben,
Gelöste Theile sind's von seinem Leben.

Nach dem Vollgenuß der lieblichsten Stätten an der Giselabahn: Zell am See mit dem herrückenden Ausblicke vom Hôtel „Kaiserin Elisabeth“ der Staatsbahn, Saalfelden, Hochfilzen, Rißbüchel u. s. w. gewinnen wir bei Wörgl wieder den Schienenweg der Südbahn, auf dem wir gar bald in Jenbach Station machen, unserem theuren Achensee einen Besuch abzustatten, was nun selbst leidenden Naturfreunden um so leichter, als direct von Jenbach die von der Achenseebahngesellschaft (Verwaltungsraths-Präsident Herr geh. Commerzienrath H. Gruson) erbaute, am 6. Juni d. J. feierlich eröffnete schöne neue Fahrradbahn sachte hinaufleitet.

Mit Vincenz von Ehrhart singen wir trunken im heißersehnten Wiederanblicke des wundervollen Dunkelblau

Auf dem Achensee.

Schiffermädchen, liebes Kind,
 Rühr' das Ruder nicht so schnelle,
 Treibt uns doch der leichte Wind,
 Und so schön ist diese Stelle

Silbergleich ist Morgenstrahl
 Auf die Welle ausgegossen,
 Dunkle Wälder, stilles Thal,
 Von des Frühlings Duft umflossen.

Blau der Himmel, blau die Fluth —
 Erd' und Himmel lockt das Streben,
 Doch dein Aug' inmitten ruht,
 Wo sie ineinander schweben.

Blaues Auge, still gehegt,
 Unberührt vom Sturmgefieder,
 Wie die Welle leiz bewegt,
 Strahlst du holde Tiefe wieder.

Aber weh', der Sturm erwacht,
 Und den Rachen wirst du lenken
 Möge nie Gewitternacht
 Sich in deine Seele senken.

Wie im See des Mondes Rahn
 Sich in sanften Nächten spiegelt
 Steure, Herz, die klare Bahn
 Von des Frühlings Hauch beflügelt.

Bei der Rücktour, zu Fuß auf der durch romantische Schluchten steilabfallenden Straße, machen wir in Eben Halt, an der Begräbnisstätte der heiligen Rothburga, deren Legende Guido v. Görres in

begeisterungsvoller Hingabe an den frommsüchtigen Stoff so erhebend im Liede wiedergegeben:

Wenn golden die Alpen erglänzen,
Vom Hauche des Morgens umweht,
Dann singet vom lustigen Berge
Der Hirte sein Morgengebet.

Und unten im lachenden Thale,
Da stehen die Schnitter im Kreis,
Sie schneiden die goldenen Halme
Mit frohem und emsigem Fleiß

Nothburga, du fleißiges Mägdlein
Wie fliehet die Sichel so schnell,
Und ruft das Glöcklein zum Beten.
Wie betet das Mägdlein so hell.

Da kommt der geizige Hauswirth und fährt zurechtweisend das betende Mädchen herrisch an mit bitterem, finstern Hohn, doch kaum hat er das zürnende Wort gesprochen, da erklinget wieder das Glöcklein und ruft zum Beten und Nothburga:

Es leuchtet beim Klange der Glocke
Ihr Auge im höheren Licht.

Da wirft sie zum Himmel die Sichel,
Und sinket zum Beten aufs Knie,
Sie betet beim Klange des Glöckleins
Voll Andacht ihr Awe Marie.

Und Wunder, siehe die Sichel,
Wie hoch in den Lüften sie steht,
Gehalten vom Strahle der Sonne
Beim heiligen Abendgebet.

Und wer in der Höhe die Sichel,
Das Mägdlein dort sah auf dem Knie,
Der sprach beim Klange des Glöckleins
Voll Andacht sein Awe Marie.

Wir treffen in Innsbruck ein, der meistbesuchten unter den Alpenstädten Oesterreichs, welcher Lertha auf literarischem Denkstein das voll zugetroffene Distichon gesetzt:

Innsbruck.

Menschenfreundlichen Sinns, ob auch unter den Schwestern die jüngste
Sahier — bald über sie all' stieg ich zur Fürstin empor.

Sa in der That, in ihrer Eigenschaft als „Sammelplatz“ des
„Heeres der Touristen“ in kürzestem Zeitraum im weitausgreifenden

Bezirke mit prächtigen, palastartigen Hôtel- und Logisbauten neu aus der Erde emporgeschossen, erhält es in seinem Innern doch so geschickt mit dem wachsenden Comfort des Tages vereint den traulichen Charakter der Altstadt aufrecht in den wohlconservirten Bauten der Vorzeit mit den anheimelnden Laubengängen und im pietätvollen Festhalten jedweder geschichtlichen Erinnerung.

Und so kann denn noch heute unverändert auf uns wirken, was Ludwig Tieck von seinem Besuche dieser so vielfach interessanten Stadt in sein Taschenbuch geschrieben:

Innsbruck.

Neugestärkt bin ich wach,
 Folgen mir der Kindheit Träume nach?
 Drüben dort das gold'ne Dach,
 Zwar nur klein, aber spiegelblank.
 Alte Bilder in der Halle,
 Die der Regen schon verlöscht.
 Dein gedenk ich hier mit neuer Liebe
 Maximilian, edler, deutscher Mann,
 Tugendhafter Kaiser, frommer Sinn
 Und dein Jugendleben,
 Dein Scherzen mit Gefahr und Tod
 Walt sich lebendig an allen diesen Felsenmauern.
 Wer kennt in deutscher Zunge
 Die schöne Mär nicht von der Martinswand?
 Hier ist es mir vergönnt
 In treuer deutscher Kunst
 Dein Denkmal anzuschauen.
 Mit süßem Schmerz besuch ich dort
 Das Bild der Welferin,
 Und mit staunender Freude
 All' die erz'nen großen Gestalten.
 Ja dies ist ein heil'ger Born
 Von alten Landesfagen,
 Und an der Religion Heiligkeit
 Lehnt sich vertraut die Geschichte,
 Des Volkes Liebe, der Vorzeit Herrlichkeit
 Und Lust wie Schmerz des Lebens!

Indem wir nun von Innsbruck zum Wunderbau der Arlbergbahn der Staatsseisenbahnlinien streben und weiter hin zum vielgefeierten Bodensee, dem schwäbischen Meere, wie ihn einst nicht allein die Dichter genannt, da fliegt an unserer Strecke zunächst die Martinswand rechts vorüber — doch das sicher suchende Auge erkennt im Fluge Höhle

und Crucifix, dies Denkzeichen der wundersamen Errettung des „letzten Ritters“ — und links fliegt Stams vorbei, die auf saftig grünendem Hügel thronende uralte Cisterze voll historischer Erinnerungen und Denkmäler in der sehenswürdigen Kirche, zu deren Stiftung des letzten Hohenstaufen Konradin tragisches Ende den Anlaß geboten und die dessen Mutter, in zweiter Ehe Meinhard's des Grafen von Tirol Gemahlin, 1272 gegründet, und ehe wir uns dessen versehen, haben wir mit unserem Courierzuge auch schon Landeck erreicht, wo Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, wie die schöne Sage geht, im Bettlergewande die Treue seiner Tiroler gegenüber dem ihn arg bedrängenden Adel erprobt.

Station St. Anton — Einfahrt in den Tunnel des Arlberg! Welche Poesie liegt doch in dem Bruderkuße, den sich die schlichten Arbeiter in diesem Tunnel gegeben, als das triumphirende Werk vollendeter Technik unserer Tage, das Werk des Durchbruchs glücklich gelungen war! — — Verlassen aber steht seither außen auf der Höhe des Berges das Christophkirchlein an der Stätte, wo einst Heinrich Findelkind die Pilger über den Arlberg aus Winternöthen befreit, nachdem er vorerst in allen Landen zum Bau seines Hospitiums gesammelt, welch' opferfreudig Thun und lohnenden Erfolg F. G. Seidl verherrlichte im Liede vom Christophkirchlein auf dem Arlberg, das also ausklingt:

Schon steht auf dem Adlerberge
Ein Pilgerhaus erbaut.

Schneereifen an den Füßen
Allabends geht er hinaus
Und ruft mit seinen Knechten
Biermal in den Schnee hinaus.

Und meldet sich wo ein Verirrter
Den tragen sie rettend hinein,
Dort mag er bis an den Morgen
Gewärmt und bespeiset sein.

Bald steht auch ein schmuckes Kirchlein
Hoch auf des Berges Rand,
Dem heiligen Christoph geweiht
Dem Retter zu Wasser und zu Land.

Das sagt noch dem späten Enkel
Vom Heinrich Findelkind,
Wie stark auch kleine Kräfte
Bei großem Willen sind.

Das sagt noch dem späten Enkel:
 „Schau nicht auf Gut und Geld,
 Wer wohlthut Gott zu Ehre
 Thut's auch zum Dank der Welt!“

So soll auch fernerhin nicht ganz vergessen sein die alte fromme Stiftung da außen droben bei dem heute im Verginnern dahinjausenden Massenzuge moderner Pilgerschaft zu den Rheingauen und zum Bodensee! Dem Bodensee zu eilt ja auch unser Sinn und dem alten Brigantium der Römer dran*) dem seit Eröffnung der Arlbergbahn in vollverjüngter Schöne prangendem Bregenz.

Im ersten Anlaufe nach Ankunft in Bregenz nehmen auch wir den Aufstieg zum St. Gebhardsberge und von dessen Gipfel weithin auslugend stimmen wir gerne ein in F. J. Castell's Dithyramben:

Und hätt' ich einen Feind auf dieser Erde,
 Setzt komm' er, daß er mir zum Bruder werde.

Die höchsten Schätze hat Gott hier vereinet,
 Des Wassers Silber und der Sonne Gold,
 Der Bäume Grün, den Aether, der gereinet
 Von niedern Dünsten, hier als Donner rollt,
 Mit Riesenbergen hat er ihn umzäunet, —
 Den Platz, dem er vor allen andern hold.
 Du glücklich Volk, das hier in diesen Auen
 Die ganze Welt in einem Punkt kann schauen!

Was kannst du Erde! mir noch künftig zeigen?
 Hier ist dein Anfang und dein Ende auch —

Doch fast erdrückt vom Anblicke solchen Schätzerichthums begnügen wir uns mit der Beschränkung auf eines nur, auf die

Bodensee-Bilder.

Ist nicht genug des Himmels Pracht
 Auf dieses Wassers klarem Spiegel?

fragt Karl Mayer und giebt in einer Reihe vollendeter Poesie-Aquarelle die Antwort:

Das Gewölke und die Sonne
 Spielen hier ein Spiel der Wonne

*) Dieses Brigantium „Die Römerstadt am schwäbischen Meer“ hat in einer hochinteressanten culturhistorischen Skizze zum ersten Mal auf Grund eingehender Forschung F. Jenny in dem von Sr. Excellenz Freiherr von Helfert herausgegebenen und so ausgezeichnet redigirten „Oesterreichischen Jahrbuche“ für 1889 geschildert.

Mit des Sees Grün und Blau;
 Rändern ihn dort fern mit Gold,
 Allzulicht für lange Schau,
 Mildern ihn den Augen hold,
 In durchsichtig Silbergrau
 Bis die letzten Abendstrahlen
 See und Alpen röthlich malen

dann:

O See, lazuren und smaragden
 Dem Jäger laß ich seine Jagden;
 Du lieferst Bilder unermüßlich
 Ich raube wenige doch friedlich

oder:

Mittag ist es auf dem See;
 Kaum ein Fisch hüpf't in die Höh'
 Kaum ein Lüftchen rauscht im Noth
 Dank dem Glück, das mich erfor,
 Guer wärmstes Liebestauschen
 See und Himmel zu belauschen!

und:

Dort in der hintern Alpen Kette
 Dort im Tiroler Lande ferne
 Glüht hoch am Schnee das Abendroth,
 Das in der Nähe lang ist todt
 Und selbst am Säntis schon ergraut.
 Nun ich dies Alpenglüh'n erschaut
 Bin ich mit deiner Schönheit fertig
 O Tag, und stiller Nacht gewärtig;

schließlich:

Gespräch hat sich im Schilf entsponnen
 Seit sich die Wellen nicht mehr sonnen
 Seit neuen Stoff der Wind gebracht
 Von der Herankunft traurer Nacht!

— — — — — Raum wieder in Innsbruck trachten auch wir schon „mit Goethe“ dem Süden zu, denselben Weg zwar, doch heute auf dem vielbewunderten Kunstbau der Brennerstrecke der Südbahn mit ihren zahlreichen „schönen Objekten;“ „mit Goethe“ erkennen wir auf dieser Fahrt den Brenner als „einen Ruhepunkt,“ einen „stillen Ort,“ wie man sich ihn nur immer wünschen kann“, mit Goethe, dem man jüngst an seiner ehemaligen Herberge — dem Posthause auf dem Brenner — eine Erinnerungstafel gewidmet, rufen auch wir hier aus: „Es war ein Tag, den man jahrelang in der Erinnerung genießen kann.“*)

*) Italienische Reise: Auf dem Brenner den 8. September 1786 Abends.

Fort geht es dem sonnigen Bozen zu, wo uns im Geiste wieder
Ludwig Tieck empfängt.

Bozen.

Welche Wonne!

Unten liegt im Himmelsthal
Im Glanz der reinen Sonne;
Wie der Weg sich senkt,
Nücken neue Hügel, Berge vor —
Rundum Glanz und Farbenpracht;
Am Wege hohe Hecken
Von blühenden Granaten,
Gluth auf Gluth gedrängt.
Wie voll, wie frisch, wie lachend
Hier Kuß an Kuß
Und Liebesgruß
In grünen Zweigen winkt.

Die Gefährten wandeln jubelnd
Und werfen die rothen Blüthen
Lachend dem Kranken zu.

Plötzlich ertönt,
So scharf und voll
Betäubend fast
Ein Chor von grillenden, schrillenden Stimmen.
Das ist der Cicadengefang,
So oft von alten Dichtern gepriesen,
Doch wehe!
Kein anderer Ton dringt in mein Ohr,
Kein Baumgeflüster,
Kein Vogel sang,
Und widerhallen
Die Felsen rings
Das klanglose taube Gezirpe.
Doch ebenso plötzlich
Als es begann,
Verstummt es jetzt.
Und ein lieblich Schweigen
Dehnt sich wollüstig
Liebeathmend
Durch den Raum des blauen Himmels,
Durch das blühende Thal
Und über die lachenden Gebirge hin,
Und meine Seele strebt vergeblich
Worte zu finden,
Ihr stilles Entzücken
Sich und andern zu sagen.

Bozen, Gries und Meran, wer verehrte nicht diese Trias von climatischen Curorten, deren Namen heute in aller Welt lobesam genannt werden und die nicht allein für Heilbedürftige gerne aufgesuchte Winterstationen darstellen. Wer ersreute sich nicht an den wechselvollen landschaftlichen Bildern und mannigfaltigen geschichtlichen Erinnerungen, die vereint das Meraner Thal, „ein einziger großer Nebengarten schier“, allein mit seinem embarras de richesse an alten Burgen bietet, wie sie in solcher Anzahl wohl nirgends anderswo gefunden werden mögen, aus dem Schloß Tirol, Rottenstein — ein Lieblingsaufenthalt Sr. k. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Karl Ludwig und Seiner erlauchten Familie — die Schlösser Trautmannsdorff, Vorst u. a. besonders hervorragen.

Die interessanteste der alten Burgen Südtirols findet sich aber in der nächsten Umgebung von Bozen an dem nun durch den münificenten Kunstsinne des gegenwärtigen erhabenen Besitzers Sr. Majestät Kaiser Franz Joseph I. sthlgerecht hergestellten **Runglstein** mit seinen hochinteressanten Fresken aus dem Mittelalter. Der begeisterten Stimmung, in der jeder Besucher diese Stätte verläßt, hat Victor v. Scheffel in seinem nicht leicht erreichbaren Tone markantesten Ausdruck verliehen, der da aufjubelt:

Runglstein bei Bozen.

Noch heute frents' mich, o Runglstein,
 Daß einstmals zu guter Stunden,
 In der Talfer felsenges Thal hinein
 Zu dir den Weg ich gefunden.

Melodisch scholl aus der Tiefe empor
 Des Wildbachs entströmendes Tosen
 Am Burgpfad erblühten im lustigen Chor
 Gluthnelken und wilde Rosen.

Des Runglsteins verfallnen Gebäu*)
 Weiß nichts von Grämen und Trauern
 Der Geist der Dichtung fröhlich und frei,
 Nistet in seinen Mauern.

Herr Conrad Bintlcr einst oben saß,
 Deß Kurzweil war, allerwegen
 Beim Klang der Laute und Stengelglas
 Der freien Künste zu pflügen.

*) Das Gedicht Scheffel's entstand lange vor der Restaurirung der Burg.
 Anm. d. Verf.

Längst war des Minnelieds Glanz vorbei,
Und anderes wollt' sich gestalten,
Drum dacht er ein künstlerisch Conterfey
Entschwundener Pracht zu behalten.

Viel sinnige Maler malten ihm gerne
Die Helden der altdeutschen Lieder;
Noch schauen Herr Hagen und Dietrich von Bern
Vom Söller zum Burghof hernieder.

Und Grau in Grau — dort den Saal entlang
Wer deutet die Gruppen, die holden?
's ist Gottfrieds von Straßburg minniger Sang
Von Tristan und Isolde.

Tristan und Isolde auf weitem Meer —
Isolde und Tristan im Walde —
Brangäne lächelt — betrüblich sehr
Steht König Marke der Alte . . .

Noch heute freunt's mich o Runglstein,
Daß einstmals, zu guter Stunden
In der Talfer felsenges Thal hinein
Zu dir den Weg ich gefunden.

Durch der Fenster farbige Scheiben entsandt'
Die Sonne ihr Gold vor dem Scheiden;
Es umflamte die Schildereien der Wand
Wie ein Gruß vergehender Zeiten.

Im Rittersaale am hohen Kamin
Saß lang ich, in Sinnen versunken
Und habe im feurigen Wein von Tramin
Des Vintlers Gedächtniß getrunken.

Wer immer ins sonnige Etschland fährt,
Halt Einkehr in diesen Räumen
Und ist ihm eine Isolde bescheert,
Mag er vor ihr hier träumen.

Weiter doch streben wir noch nach Süden — Italien zu,
„welches dem Musensohn das ist, was dem Magnete der Nordpol“.
Mit C. W. Vogt wandernd „verschwand“ auch „uns fern im
Dufte Roveredo's Nebengelände“.

Von dem Thale herauf erglänzten die hellgrünen Fluthen.
Dort vom Loppiosee im Kessel der röthlichen Berge.
Weiter führt uns der Pfad um jähem Abhang sich windend,
Wo wir Arco's Burg erblicken rechts in dem Thale

Arco, heute durch die entzückende Villenanlage Sr. k. Hoheit des
durchlauchtigsten Herrn F. M. Erzherzog Albrecht und Höchstbesen

öfteren Lieblingsaufenthalt hier so wesentlich in seiner Entwicklung gehoben und gefördert — — — — —

Träger begegneten uns, beladen mit goldenen Früchten
Seid mit Jubel hochwillkommen, ihr Boten des Südens?
Setzt um die Ecken herum und ein Laut des freudigsten Staunens
War der Hymnus, den wir dem reizenden Anblicke brachten:
Garda's lichtblauer See, von himmelan strebenden Bergen
Rings umragt, dehnt sich in unabsehbare Ferne,
Deren goldener Schein Ansonien ahnen uns machte

— — — — —
Bald nahm Riva's „Sonne“ uns auf mit gastlichen Strahlen
— — — — —

Und wir darauf am lecker bereiteten Mahle
Rings an steinernem Tisch in Neben umdämmerter Laube;
Bogen klatschten herauf, die Mauer benezend mit Schaum,
Nieselten grollend dann weithin am felsigen Ufer,

— — — — —
Laute und Syring erscholl begleitend Gesänge der Mädchen
Von Balconen herab und herüber von Hallen des Marktes,
Lauer Hauch des Abends brachte uns südliche Däfte.
Gaben genießend des See's: Lachs und geröthete Krebse,
Leerten lange wir noch die strohumwundene Flasche.

Endlich aber muß geschieden sein von dieser Stätte so vieler
Genüsse und aus dem Süden Tirols überhaupt und mit Gottlieb
Putz rufen wir dem Etichland nach:

Land der Burgen und der Neben
Mark und Herzblut von Tirol!
Land der Burgen und der Neben
Schönes Etichland, lebe wohl!

Nochmals schau' ich deine Burgen
Und dein grünes Nebendach;
Ja sie winken mir wie Freunde
Ihre Abschiedsgrüße nach.

Ueber die alte Bischofsstadt Brixen wieder in die wohlummauerte
Franzensfeste einfahrend, machen wir hier nur ganz kurze Rast
und fort geht es wieder über der wildbrausenden Eisak schauerliche
Tiefe weiter auf jener Strecke der Südbahn, die uns nach dem Aus-
gangspunkte der heute beliebtesten Hochtouren, in die Dolomiten nach
Toblach und Innichen im sagenreichen Pustertthale bringt.

Und da winkt zu Seiten des von der Südbahn begründeten
Hôtel Toblach die Einfahrt in's vielersehnte Ampezzaner Thal

und zum majestätischen Ausblicke auf die gewaltigen Massen des Monte Cristallo.

Aus Ampezzo's romantischer Vergangenheit hat F. G. Seidl sich den Stoff geholt zu seinem „Rittersprung zu Peitelstein“, der auch heute noch geeignet erscheint, Freunde kühner Thaten für den Helden der Geschichte sympathisch zu stimmen.

Hören wir den Sänger:

Im Felsenschloß zu Peitelstein
Da blüht ein Blümlein hold;
Das war ein Fräulein schmuck und fein
Ein Preis für Minnesold.

Und um den Preis bewarb sich heiß,
Der Ritter Franz von Brack
Von dem ein jeder Berg noch weiß
Daß er vor nichts erschrock.

Was kimmert ihn des Wildbachs Zorn?
Was Geistersput, was Nacht,
Was Lahnensturz vom Alpenhorn,
Was feiler Feinde Macht?

Oft lag, bereit zur Meuterei
Ein Schuft im Dornegestrück,
Doch ritt der Ritter Brack vorbei
Da fuhr der Schuft zurück.

Oft schoß ein Ampezzanerfeind
Den Pfeil ihm nach aus Haß.
Da lacht er: „War das mir gemeint?“
Und schoß zum Danke haß.

Und jeder Wicht und Fant ersah,
Als wie zum Zeitvertreib
Im weiten Gau sich, fern und nah
Zum Ziel des Ritters Leib.

Doch lustig trabt er hin und her
Durch Wald und Thalgefilb,
Denn Heldenmuth war seine Wehr
Und Liebestreu sein Schild.

So oft die Mondenscheibe blank
Aufging in stiller Ruh',
So winkt er fern noch schönen Dank
Dem Liebchen droben zu.

So ritt er einmal wieder heim
In wettertrüber Nacht,
Der Wilbbach tobte mit Geschäum
Im tiefen Felsenschacht.

Und heulten auch die Stürme links
Was schreckt ihn viel ihr Chor;
Zur Brücke Tavernanza gings
Im kühnen Ritt empor.

Da schallt Hohnlachen im Versteck —
Da raffelt Feindesstahl
„Ha, seid Ihr da Herr Ritter keck? —
Seids wohl zum letztenmal!“

Und wie der Mond nun plötzlich hell
Aus schwarzen Wolken tritt
Da keucht wohl mancher Mordgefell
Ihm nach im hast'gen Ritt'.

Er, wie der Sturm, voraus — sie nach —
Er Fels hinan im Trab —
Doch sieh, der Feinde Tücke brach
Das Brücklein früher ab.

Tief unten gähnt die Felsenluft —
Er spornt das Roß im Schwung —
„Wolau! mein Zelter, durch die Luft!“
Und wagt den Todesprung.

Schon mit den Vorderfüßen klebt
Es drüben fest am Stein —
Jetzt mit den Hinterfüßen gräbt
Und scharrts im Fels sich ein.

Gerettet ist der Rittersmann,
Und zitternd steht das Roß,
Und was er selbst nicht glauben kann
Das schaut voll Wuth der Troß.

Er aber, weinend schier vor Lust,
Springt ab vom Gaul, der schäumt,
Und klopft ihm schmeichelnd Hals und Brust,
Daß er sich wiehernd häumt.

Ja gar am Boden kniet er her
Küßt ihm den Fuß zu Ehr'
Und ruft: „Das meinem Roß zu Lohn,
Und meinem Feind zum Hohn!“

Von unseren Ausflügen im Ampezzanerthale nach Hötel Toblach zurückgekehrt, pilgern wir den herrlichen Wald durch gen Innichen,

um am Ursprunge der Drau den ortsüblichen Witz mitzumachen und über diesen, später so unbändigen, nach der letzten großen Ueberschwemmung aber unter dem Aufgebote ansehnlicher Reichs- und Privathülfe mit Anwendung aller technischen Mittel usergeschützten, in mächtigen Bogen sich dahinwäzenden Fluß, an seiner Quelle im gewöhnlichen Tritte hinüberzuschreiten! Und auch Innichen, der liebliche alte „Hofmarkt“ mit seinen reichen historischen Erinnerungen und dem „malerischen“ Landschaftsbilde, ringsum, mit seinem gastlich blinkenden „goldenen Stern“ der tüchtigen Frau Kathi Angerer, läßt uns länger verweilen und die zahlreichen Sehenswürdigkeiten, die er bietet, des Näheren betrachten u. A. die interessante mittelalterliche Nachbildung der heiligen Grabkirche, die von der Kaiserin-Wittve Victoria von Deutschland für ein ihrem Gemal, dem „edlen Dulder“ Kaiser Friedrich, zu errichtendes Mausoleum als Vorbild gewählt wurde, da ihm bei seinem Besuche von Toblach her dieselbe so gar wohlgefallen hatte! In Innichen hatte des Hohenstaufen Kaiser Friedrich des Rothbart, Hofcaplan der Tiroler Ortulf von Säben nach seines Kaisers Tode als Probst des noch heute bestehenden Collegiatstiftes in Ruhe seine Tage beschossen, er, der intime Freund Walthers von der Vogelweide, den er, der Landsmann, 1189 an den Hof der Babenberger Herzoge nach Wien gebracht hatte.

Endlich heißt es auch von dieser so liebgewordenen Stätte mit ihrer reizvollen Umgebung: Bad Innichen, Fischleinerthal, Sexten u. s. w. u. s. w. scheiden und dem Laufe der Drau folgen weiter hinab.

Hinter Trienz, einem gerne gewählten Ausgangspunkte zur Erstiegung des Großglockner passiren wir die Grenze von Tirol und grüßen mit Friedrich Mayr die Auen der „reichen Rätnermark“, deren unermeßlichen Schatz an Naturschönheiten und an Trefflichkeit der Bewohnererschaft dieser liebenswürdige heimatliche Poet schon lange vor den heutigen Touristen-Wallfahrten in's Land herein als vorzüglichste Anziehungskraft desselben vorher verkündete in dem Appell:

Von deiner Seen Spiegeln
Gleich Perlen eingefast
O Alpenbraut, so lade
Dir auf dem Eisenpfade,
Du Buch mit sieben Siegeln
Die Welt dir nun zu Gast!

Propheta in patria! — Du herrlich Land bist nun kein Buch mit sieben Siegeln mehr; auf allen Linien der Südbahn und Staatseisen-

bahn strömen Jahr um Jahr wachsende Schaaren fremder Besucher zu dir „ins Kärnten“ her!

Der Perron in Willach, wo die Linien zusammentreffen, er weist die Saison über ein buntes farbenreiches Bild des regsten Verkehrs, denn diese Station, sie bildet den Knotenpunkt nach vier Richtungen und auch wir wollen in der einen Richtung von hier die Zufahrt wählen zum freundlich lachenden und üppig glänzenden Mugapfel Kärntens, dem parfümfriedeten und villenbefränzten Wörther=See, mit dieser seiner heiteren Umrahmung das Prototyp modernen städtischen Wohllebens auf dem Lande.

Diesem Wörther=See, den Kärntens heute populärster Sohn, der weit über dessen Gemarkung bekannte Liederdichter und Liedersänger Thomas Koschat, in einem lieblichen Idyll die Pforten der k. k. Wiener Hofoper erschlossen, hat ein anderer hochbeliebter Kärntner Dichter, Ernst Kaufcher, einen Cyklus formvollendeter und inhaltsreicher „Elegien“ gewidmet.

Diesen „Elegien vom Wörthersee“ entnehmen wir die poetische Schilderung des Sees und dessen wohlthätig empfindbare Wirkung:

— — — — ist es kein Traumbild,

Was im goldenen Glanz schimmernd der Seele erscheint?
 Nein! da außen ja steht's leibhaftig, in himmlischer Klarheit,
 Und sein erquickender Hauch fluthet durchs Fenster herein:
 Hügel an Hügel gereiht, Waldhöhen und Gipfel an Gipfel
 — Zart um das graue Gestein zittert durchsichtiges Blau —
 Blühender Wiesen Grün, und Fülle reisender Aehren,
 Manch ein schmuckes Gehöft reinlich dazwischen gestreut.
 Sieh! dort windet sich fort in behäbiger Breite die Landstraß'
 Mitten durchs heitere Thal, bis sie im Wald sich verliert,
 Dede trauert sie, seit neben ihr die eiserne Bahn buhlt,
 Einsam; aber für mich hat sie noch Reizes genug!
 Gleichwohl folg' ich ihr nicht; ich wähl' den geschlängelten Fußpfad,
 Der mich hurtig hinab leitet zur sonnigen Bucht. —
 Morgenfrisch, wie ein Mädchenauge vom Schlummer ermuntert,
 Lacht mir entgegen die Licht=freundige Fläche des Sees,
 Glitzernde Sterne tanzen darauf, und mit kindlichem Plätschern,
 Zärtlich hinangeschniegt, küssen die Wellen den Strand.
 Auf! nicht länger gesäumt! — es lockt die smaragdene Tiefe
 Unwiderstehlich sofort mich in den schwellenden Schoß —
 Nimm mich denn auf, Element! — ein Sprung — hoch schlagen die Wasser
 Ueber dem Haupte im Sturz rauschend zusammen; doch bald
 Tauch' ich elastisch empor, abschüttelnd die sprühenden Funken,
 Und mit geschmeidigem Arm liebend umfängt mich die Fluth.

Also geb' ich mich dir zu eigen, beschauliche Nixe,
 Die du von mir nur erblickt wohnest auf dämm'rigem Grund!
 Treu und rein wie das Dach, das krystallene, deines Palastes
 Buschwerk, Hütte und Feld, Wälder und Berge dir malt:
 Spiegle nimmer getrübt vom weitabstobenden Zeitsturm
 Bilder der Ruhe mein Herz, Bilder des Friedens zurück!

Und dieser Eindruck behaglichen Friedens, er wird uns allorten in dem lieblichen Kärntnerland. Wie hier am Wörther-See, so auf unserem nächsten Ausfluge nach der knapp nebengelegenen heutigen Hauptstadt, dem so überaus freundlich-gejelligten Klagenfurt oder bei weiteren Excursen nach dem vollmittelalterlich anmuthenden Friesach oder nach dem Zollfelde, dem althistorischen Boden der Belehnung der Kärntner Herzoge durch die Bauern auf dem Herzogsstuhle, nach St. Veit, der Altvorderen Hauptstadt, oder nach den uralten geistlichen Stätten der Benediktinerabtei St. Paul und dem ehemaligen Bischofsitze St. Andrä — heute Sitz des Scholastiker-Collegiums der Gesellschaft Jesu — im Lavantthale, dem „Obstgarten Kärntens“. Und so friedlich ist's im farbenreichen Gailthal auch und im Rosenthal und das ganze schöne Drauthal entlang, wie gesagt im ganzen Bereich der alten Karantanermark.

Mit Recht pries J. Ritter von Gallenstein so hoch sein, „Des Kärntner's Vaterland“, das in Musik gesetzt zur Nationalhymne der Kärntner geworden, unter deren hinreißenden Klängen die braven Söhne dieses Alpenlandes wiederholt zu Sieg und Ehr in die Schlacht gerückt.

Des Kärntners Vaterland.

Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt
 Des Glockners Eisgefilde glänzt,
 Wo aus dem Kranz, den er umschließt,
 Der Leiter reine Quelle fließt —
 Lauttönd längs der Berge Rand —
 Beginnt mein theures Vaterland.

Wo durch der Matten herrlich Grün
 Des Dravestromes Fluthen zieh'n,
 Vom Eisenhut, wo schneebedeckt
 Sich Nordgau's Alpenkette streckt,
 Bis zur Karwanen Felsenwand
 Dehnt sich mein theures Vaterland.

Dort, wo von Alpenluft umweht
 Pomona's schönster Tempel steht,
 Wo durch die Ufer reich umbliht,
 Der Lavant Welle rauschend zieht
 Im grünen Kleid ein Silberband,
 Dort schließt mein lieblich Vaterland!

Der Südstrang der Staatseisenbahnlinie „ab Villach“ geleitet uns vorerst nach Tarvis, von wo aus das trunkene Auge im Anblicke des Mangart=Massivs, der Raibler Berge und der zahlreichen anderen reizvollen landschaftlichen „Versehstücke“ schwelgen kann. Wie sehr sich dem Poeten das Sein in Tarvis in Seele und Leib schmeicheln kann, beweisen die humorvollen, in anscheinend irdischstem Tenor gehaltenen doch gemüthvollst tief anklingenden Verse Rudolf Baumbach's: „An den Fröhshoppen bei Frau Katra“*), gesendet aus Meiningen 3. Januar 1889, und also lautend:

Habt Dank, Ihr Herrn, für Euren Gruß,
 Ihr schreibt mit Blitzdrahtfunken,
 Mein flügelloser Begasus
 Kommt langsam nachgehunken.

Das neue Jahr zog durstig ein
 Mit Affe, Spiz und Kater,
 Heut pilgert reuig Groß und Klein
 Ins Meininger Theater.

Die Meister Brahms und Joachim
 D'Albert sind unfere Gäste,
 Im Himmel selbst die Seraphim
 Beneiden uns're Feste.

Geheuchelte Bewund'ring zieht
 Auch mich zum Musentempel,
 Ach für ein einzig Kärntnerlied
 Gab' ich den ganzen Krempel.

Rudolf Baumbach, der von Tarvis aus auch die vielgestaltigen Reize des noch jungfräulichen Oberkrain kennen und bewundern gelernt, und im Vollgenuße des sinnigen Dichters in sein tiefempfänglich Wesen aufgenommen, so dann zum begeistertsten Varden Oberkrains werdend, er hat die wunderliebliche Alpenjage „Blatorog“, die man ihm hier vermittelte, in das deutsche Dichterheim liebevoll eingeführt und diesen

*) (Aus der Grazer „Lagespost“.) — Frau Katra Hösch, Tochter des weiland Gelbfuß, in dessen Gastlocale in Tarvis Baumbach wochenlange Gast gewesen und wohin er alljährlich einen poetischen Neujahrsgruß sendet.

seinen Meisterfang der „klüftereichen Urstätte der grauen Sage“ selbst geweiht; hebt er ihn doch an mit den Widmungsklängen:

Dir, mächt'ger Triglav, gilt mein Lieb, mein Grüßen!
Drei Häupter hebst du trotzig in die Höh'
Wie jener Gott, nach dem sie einst dich hießen,
Und jedes trägt ein Diadem von Schnee.

Ich bin umstarrt von hundert Bergesriesen,
Wenn schwindelnd ich auf deinem Scheitel steh',
Es lacht ein grün Geländ zu meinen Füßen,
Mich grüßt Italien und die blaue See.

Welch prägnantes Bild des Wesens und der Ausschau, das sich dem Ersteiger des krainischen Bergriesen Triglav, eines der jüngsten Zielpunkte der Touristik, im so engbegrenzten Rahmen weniger Verse seiner begeistertsten poetischen Verehrer bietet.

Die charakteristischen sieben Seen auf den Höhen des Triglavstockes, sie haben gleichfalls der Bewunderer schon Legion gefunden trotz der wenigen Zeit, in der sie aus ihrer weltabgeschiedenen Ruhe durch Besucher aufgerüttelt worden. Der schönste See am Triglav aber, der schwarze See, er wurde von dem leider allzufrüh verstorbenen hingebungsvollen tüchtigen Förderer der Touristik in Oesterreich, dem ausgezeichneten gewesenen Redacteur der „Oesterreichischen Touristenzeitung“ Edmund Graf, im Liede also gefeiert:

Der Schwarze See am Triglav.

I.

Auf Bergeshöh'n, im Kreise steiler Wände,
Wo Lärchen grünen, Alpenblumen sprossen,
Da liegt, so tief und still und abgeschlossen,
Ein See, wie man ihn schöner nimmer fände.

So liegt er da, als hätten Elfenhände
Der Reize vollen Born hier ausgegossen,
Daß mitten im Gesteine lichtumflossen
Der Schönheit Wunderblume auferstände;

Als ob, mit silberstrahlenden Gewanden
Geschmückt, ein Fürstenkind hier läg', umstanden
Von Wächtern rings: den Felsen alt und grau.

Des Königs Triglav schönstes Kind! Umkränzet
Mit Blumen ist die Wiege, drüber glänzet
Als Niesenbaldachin des Himmels Blau.

II.

Zum Sommer war's, da lag ich an den Fluthen,
Die in dem Glanz der Mittags-Sonnenstrahlen,
Ein Meer von dunklen, flüssigen Opalen,
Geheimnißvoll und unbeweglich ruhten

Und traumerloren, wollt' es mich amuthen,
Ich sei in jenes Zaubers Bann gefallen,
Der unbeachtet läßt vorüberwallen
Dem Schönheitstrunk'nen Jahre wie Minuten — —

Die Stimme der Gefährten brach das Schweigen;
Der Zauber wich; es galt empor zu steigen
Zum fernen Ziel: des Triglav stolzen Höh'n.

Ein letzter Blick von steiler Wand hernieder —
Sei mir gegrüßt! Ich sehe bald dich wieder,
O Triglav See, wie bist du einzig schön!

In der Wiederdichtung des Slovenen Presiren's, des Lehrers und Freundes Anastasius Grün's, durch Edward Samhaber grüßen wir den aus den Felsen des Triglav niederdonnernden Wasserfall der Savica, die später, den still melancholischen Wocheiner-See durchquerend, zur Wocheiner Save anwächst.

Zum Fall hinauf!

Das rauscht wie Donner! Muthig ausgesritten!
Die stolze Tanne hindert meinen Weg.
Ei was, Gesell! Man wird dich doch nicht bitten!
Die braune Wurzel ringelt sich zum Steg.
Den grünbemoosten Felsen nun erklettert
O Himmelsauge, das hier niederblaut
Und dieses hohe, üppige Farrenkraut,
Wie es sich schmeichelnd um die Knie blättert!
O Waldesluft, die kräftige Harze würzen,
Man könnte dich nur so hinunterstürzen —
Es ist ein Trunk herzkärfend wie kein zweiter;
Und jetzt empor auf steiler Felsenleiter,
Es wandelt immer näher schon der Schall;
Durch dieses Thor von Birken nun und Erlen,
Das glitzert wie von silberweißen Perlen:
Ich grüße dich, Sawizawasserfall!
Der Felsen wankt, die stärksten Tannen zittern,
Und donnernd, wie in Sommernachtgewittern
Hinunterbraust der mächtige Wogenschwalm — — —

Wir sind inmitten der krainischen Hochgebirgswelt, die jetzt rasch zu touristischen Ehren kommt, die aber noch in ihren letzten

Ausläufern um Laibach voll Romantik schon vor Jahrzehnten von einem hochpatriotischen Dichter der Heimath, N. Lajchan, als Scenerie gedacht erscheint in dem weihewollen Nachrufe für den edlen Freund Mathias Zhop, den „Mezzosanti Krains“, der sein frühzeitig Grab in den Wellen der Save angesichts der gigantischen Steiner Alpen gefunden, als Scenerie gedacht in der schönen Apotheose:

Du bist's, den ich schaue!
 In solchem Bilde kannst nur du erscheinen!
 Denn was du warst, seh' ich im Bild sich einen,
 Ein tiefer Flammenfels, erfüllt vom Thau,
 O neige dich, daß dem Gesicht ich traue!
 Laß ihnen mich, die deinen Tod beweinen,
 Daß du, Geschiedener, genaht, den Deinen
 Verkünden es durch unsere Alpengaue!

— — — — —
 — — — — —

„Perle Oberkrains“, Curort Beldeß am See,*) dessen auf steilabfallendem Felshang ragende uralte Burg — eine Schenkung Kaiser Heinrich's an die Brixner Bischöfe von 1004, heute Besitz und wohlgeleitete Pension des Herrn Murr aus Wien — dem von Tarvis gegen Laibach Fahren den schon vom Hochplateau der Station Lees-Beldeß aus sichtbar, den wir aber, die wir von der Bahnlinie höher oben bei Lengensfeld (dem Hauptquartier für die Jagden in das von dem Herrn Viktor Gallé, Ottomar Bamberg u. A. neu besetzte Gemsenrevier) abgezweigte, nun auf dem Umwege vom Triglav her und aus der Wochein kommend besuchen, wie oft bist Du schon von heimathlichen Dichtern besungen worden, allen voran mit vollster Hingebung des Patrioten vom Dichtergrafen Anastasius Grün (Anton Alex. Grafen Nuersperg), in seinem Cyklus: „In Beldeß“. Nachdem der Sänger mit Heimathgluth den Triglav gefeiert, das „heilige Dreihaupt“ und die Hünengestalten von Söhnen und Enkeln und Enkelkindern, die ihn, den Altvater, umstehen, wendet er den Blick zum Felsenjoch von Beldeß:

Am Seestrand wacht ein Jüng'rer der Sippe,
 Der Fels mit der Burg, ein Krieger in Waffen,
 Zum Hüter bestellt dem geheiligten Becken;

*) Um den Aufschwung von Beldeß als Curort hat sich der Besitzer des in der Nähe in idyllischer Schönheit liegenden alten Schlosses Grimskitzhof, Joseph Baron Schwegel hervorragende Verdienste erworben.

In glattem Panzer, in steinerner Mützung,
Das Haupt mit dem Mitterschloß behelmt,
So ragt er steil und starr und senkrecht;
Und um die Brust ihm flüstern und schauern
Die Todeslüfte des schwindelnden Abgrunds.

Das Eiland doch mit dem schimmernden Kirchlein
Zumitten des blinkenden, flimmernden Sees,
Das jüngste wohl ist's der Entelkinder.
Es breiten die Wellen sich ihm zum Teppich
Wie blinkendes Binnen, wie flimmernde Seide

Am Ufer liegen die Stätten der Menschen
Zerstrent wie fein fallen gelassenes Spielzeug,
Wie farbiger Sand nürnbergischen Schnitzwerks
Von Häusern und Hütten und zierlichen Villen

so von der Höhe der Burg gesehen, die „zierlichen Villen“, die Jahr um Jahr ihre Zahl vermehrt finden, die Villen des Fürsten Ernst Windischgrätz, der Gräfin Welfersheimb, des Grafen Michelburg, Baron Lazarini, Pongraz v. Fichtenau, Emerich Mayer, Grumnig-Mosché, Souvan, Skalé, Murr, Himmelbauer u. A.

Nicht selten haben auch fremde poetische Besucher zum Preise von Beldes in die Saiten gegriffen, und diesen wieder voran die deutsche Schriftstellerin Elisabeth Werner, deren Poëm „Beldes“ mir deren Freundin, die Schriftstellerin Harriet-Grünewald in Laibach, gütigst zur Verfügung stellte.

Es lautet:

Beldes.

Einst tauchte mir nach trüben Nebeltagen
Aus Wolkenschleier und aus Regenflor
Mit seinem Vergesfranze, seinen Sagen,
Das schöne Beldes sonnenhell empor.

Still lag der See mit seinen klaren Fluthen,
Die Burg, von dunklem Waldesgrün umlaubt,
Und leuchtend stand in rothen Abendgluthen
Des mächt'gen Triglav dreigekröntes Haupt.

Langsam zerfloß das Purpurlicht dort oben,
Und leise hielt ein blauer Nebelduft
Der Inselkirche Heiligthum umwoben.

Der Glockenklang zog durch die stille Luft —
Die Sage kündigt die Erhörung droben,
Wenn beim Gebet die Wunderglocke ruft.

Die „Wunderglocke“ von Velbes, sie klingt wohlbegreiflich aus allen Velbesliedern mehr minder laut wieder, so auch aus Anastasius Grü n's Cyklus, dem wir denn auch die hochpoetische Resonanz derselben entnehmen wollen, die also tönt:

Liebfrauenkirche.

Tönend fließt im See die Welle,
 Stähne schaukeln in den Nieten,
 Auf der Insel die Capelle
 Blinkt aus grünem Waldesfrieden.

Ihre Glockenrufe gleiten
 Zitternd über Wellenkreise,
 Klingen tönend in die Weiten,
 Sterben dann verhallend leise:

Daß die Schwalben, die da fliegen,
 In Musik die Schwingen haben,
 In Musik sich lieblich wiegen
 Schifflein auf den Wellenpfaden.

Bald wie Sehnsucht, bald wie Klagen
 Kommt der Glockenton gezogen,
 Setzt ein schüchtern stockend Fragen,
 Setzt der Hoffnung voll'res Wogen.

Wunderfames eignes Klingen,
 Als ob Fühlen im Metalle!
 Um zu Herzen so zu dringen,
 Pocht ein Herz wohl in dem Schalle.

Nicht des Glöckners Hände führen
 Tactgerecht die Glockenstränge;
 Gläubig an das Seil zu rühren,
 Drängt sich hier die Pilgermenge.

Denn die Sage kündet's Allen:
 Wem vergönnt, dies Seil zu schwingen,
 Was er bei der Glocke Hallen
 Wünschen mag, es soll gelingen!

Ruhlos tönt das Glöcklein immer,
 Tönt zu allen Tageszeiten;
 Denn die Wünsche schlummern nimmer,
 Pilgern ruhlos in die Weiten.

Ob die Klänge voller schwellen,
 Ob im Wind sie leis vergehen,
 Immer über diesen Wellen
 Schwebt des Geistes mächtig Wehen.

Und du fühlst, vom Hauch getroffen,
Durch die eig'ne Brust die Fluthen,
All der Andern Leid und Hoffen,
Fremde Schauer, fremde Gluthen.

Fühlst, was Herzen kann bedrängen,
Was sie sporne, was sie quäle;
Denn es tönt in jenen Klängen
Durch das All die Menschenseele.

Dies weiße Kirchlein im See ist gleich den unzähligen weißen Kirchlein auf ragenden Höhen, das ganze Land hin ein landschaftliches Wahrzeichen Krains, das mit den Wallfahrtsorten am Großgallenberg und auf Oberrosenbach bis an das Weichbild der Hauptstadt, an das „weiße“ Laibach, das Aemona der Römer, heranreicht.

Den herzinnigsten Gruß im Liede, der dem liebfreundlichen Städtebild Laibach je entboten worden, ist jener von Leopold Mordeisch:

An Laibach.

Sei mir gegrüßt, Aemona, meine Heimath,
Schöne freundliche Hauptstadt! — Feuchten Blickes
Sucht mein Auge sehrend die blauen Alpen,
Die dich umfängen.

Sei mir gegrüßt in froher Kindeswehmuth!
Wenn dein liebliches Bild auch niemals, niemals
Dem entzückt Heimkehrenden mehr empor taucht —
Lebt's mir im Herzen!

Jeglichen Herbst, wenn Oest'reichs flinke Schwalben
In ein milderes Land ob deinem Haupte
Hinzieh'n, werden treulich sie immer meine
Grüße dir bringen.

Laibach, heute schon die auserkorene Sommerstation der Südländer, wie es den Fremden beim ersten Eintritt durch seine nach dem städtischen, besonders seit jüngster Zeit bestgehegten Schlossparke Livoli geleitenden hohen, domartig gewölbten tiefschattigen Alleen und das imposante, kühngesattelte Gebirgspanorama den Steiner Alpen zu Seiten gleich hoch entzückt, es weiß auch durch eine Fülle der schönsten näheren und weiteren Ausflüge festzuhalten.

Unter den nächsten Partien zieht der Naturfreund wohl das historisch denkwürdige Schloß Kaltenbrunn — wo im 16. Jahrhundert der gelehrte Humanist Nicodemus Frischlin zur Zeit Rector der evangelischen Schule in Laibach, als Gast gewelt — besonders an,

Kaltenbrunn, Besizthum des kunstfönnigen Herrn Johann Baumgartner, eine Stunde unterhalb der Stadt am Laibachflusse gelegen, mit dem Wasserfall, vom Felsgrundstein der Burg herabstürzend, dessen Rauschen und Tosen in die stimmungsvolle Stille des alten Parkes harmonisch hineintönt. Unserer Schwärmerei für diesen Park in Kaltenbrunn leiht André Weber Ausdruck:

Im Park zu Kaltenbrunn.

Die Sonne sank tiefer im Westen
Und blickte mit goldenem Schein
Durch leise erbebende Blätter
Hinab in den traulichen Hain.

Die Wasser, sie rauschten und tobten
Von Felsen zu Felsen gestürzt —
Die Lüfte, sie wehten so süße,
Vom Dufte der Blumen gewürzt.

Da waren die Geister gekommen
Aus Quellen und Blumen hervor,
Umschwirrten mich lustig und sangen
Mir liebliche Weisen ins Ohr.

Und lösten die schmerzvollen Sinne
In seliges Träumen dann auf,
Und trugen mich kosend und scherzend
Ins Reich des Vergessens hinauf.

Dort trank ich an sprudelnder Quelle
Den Becher erhabener Lust,
Und lachend durchschritt ich die Fluren —
Ward nimmer des Leids mir bewußt.

Reizend ist unter Anderem von Laibach der weitere Ausflüg nach Bad Stein, einer Kaltwasserheilanstalt, welche, in herrlichster Lage am Fuße der Steiner Alpen, durch die demnächst zu ziehende Eisenbahnstrecke Laibach=Stein einer bedeutenden Zukunft entgegensehend, heute schon alle Bedingungen eines „Curortes“ erfüllt; reizend ist auch der Ausflüg in die Willichgräber Berge, in weiten Landen durch ihre reiche und seltene Flora berühmt, kam doch der „gekrönte Botaniker“ König Friedrich August von Sachsen wiederholt hierher (1838 und 1841), um die nach ihm im Volksmunde „Königsblume“ benannte, so seltene Daphne Blagayana (Seidelbast) am Standorte blühend zu finden, welches Ereigniß Heinrich Costa in die sinnigen Verse brachte:

Wen die Götter auserwählt
 Und bevorzugt schon hienieden,
 Wem dies große Loß beschieden,
 Dem nie Götterbeifand fehlt;
 Ob er sich dem Throne weihet,
 Ob er forscht in Thalesgründen,
 Er wird stets ein Blümchen finden,
 Das den Glücklichen erfreut;

reizend sind die Ausflüge in der Richtung nach Unterfrain zum Stammschloß Muersperg und weiterhin in die altd Deutsche Enclave Gotschee nach dem fürstlich Karl Muersperg'schen Warmbade Töplitz und so fort bis an die pittoreske Landesgrenze gen Kroatien.

Auf dem Schienenstrang der Südbahn aber von Laibach den so nahen Excurs zur „Blauen Adria“ nicht versäumend, sehen wir schon bald hinter Laibach die weitest nach Norden reichenden Wellen jenes eigenthümlichen „Steinmeeres“ bloßgelegt, das wir unter dem Worte „Karst“ begreifen, an welchen Begriff sich denn auch die Vorstellung der so lange mystisch gebliebenen, und erst durch die exacte Wissenschaft unserer Tage erforschten innerkrainischen Höhlen- und Grottenwelt schließt.

Schon **Torquato Tasso** hat die „Wunder“ der verschwindenden Gewässer des oft beschriebenen **Cirknitz-Sees** (in der Nähe der Station **Kafek**) besungen; die heimathliche Dichterin **Frau Louise Bessiak** war von der besondern Güte, mir die poetische Schilderung des großen Italieners also zu übertragen:

„Nimmer noch hat dem See an des Laaser Thals Pforten,
 Dessen sich rühmet Krain, das vielele, der Jahre
 Mächtige Herrschaft geschmälert den Auf und die Ehre,
 Daß man dort fische zuerst, und wenn später der Boden
 Trocken geworden, daß man ihn säend bebaue,
 Und nach der Ernte das unvorsicht'ge Geflügel
 Zwischen dem Laube erbeute.
 Also gestaltet sich's, daß zu verschiedenen Zeiten
 Wasser die nämliche Stelle und Feld und Behege.“

Vom **Cirknitz-See** zur weltberühmten **Adelsberger Grotte**, deren Besichtigung der vorletzte behördliche Leiter der Grottenverwaltung, der gegenwärtige k. k. Regierungsrath Herr **Anton Globočnik**, durch Anlegung einer Reihe von neuen bequemen Wegen darin, Einführung einer Kollbahn, Vermehrung der Beleuchtungseffecte (darunter auch elektrisches Licht), Erleichterung im Besuchswesen, voraussehend, die heutigen Ansprüche, wesentlich gefördert hat.

Den so charakteristischen alljährlichen Massenbesuch beim Pfingstfeste hat die Dichterin Frau Mathilde Brettnner zum Thema ihres Sanges gewählt:

Der Grotte Wunder.

Wie hat Natur so reich, erhaben
Mein Kraim beschenkt mit felt'nen Gaben,
Mit Reizen unaussprechlich, groß;
Denn Schätze, die das Aug' entzücken,
Die Sinne zauberisch verücken,
Sie birgt des Karstes Wunderschloß.

Wer kann die Pilger alle zählen,
Die niemals an den Pforten fehlen,
Wenn sich erschließt der Grotte Pracht;
Wo feenhafte Bilder winken,
Wo blendend Stalaktiten blinken,
Ein Dom sich wölbt in Bergeschacht!

Den Wundern der Natur zu lauschen
Gebent des Flusses mächtig Rauschen,
Der hier zu Deinen Füßen spült,
Zu seinem Bett am Blumenraine
Durch Höhlen und durch Felsgesteine
Geheimnißvoll die Bahn durchwühlt!

So folge nun der bunten Menge,
Schon lockt Musik, wie Sphärenklänge,
Zum Saale hin, so hoch und hehr;
Belebt durch fröhliche Gestalten,
Die sich im Tanz umschlungen halten,
Verklärt von einem Lichtermeer!

Wie märchenhaft ist diese Scene!
Im Auge perlet eine Thräne,
Du wähnst der Erde dich entrückt!
Wer kann auch all' die Wunder sehen
Und fühlet nicht des Geistes Wehen,
Der diese Hallen so geschmückt?

Du lenkst die Schritte nach dem Berge,
Bald scheinen Riesen und bald Zwerge
Zu nicken Dir auf Deinem Pfad;
Da läßt ein Denkmal Dich erschauen,
Daß auch die Holdbeste der Frauen*)
Dies Feenland verherrlicht hat.

*) Die „Rose aus dem Bayerlaube“, Ihre Majestät Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.

Hier öffnet sich die neue Grotte,
 Geschaffen von dem Liebesgotte,
 Als Weihgeschenk dem Kaiserpaar;
 Die Blicke möchten ewig weilen
 Auf diesen jungfräulichen Säulen
 Wie Diamanten hell und klar!

Und scheidest Du aus diesen Räumen,
 Verläßt Dich nicht das süße Träumen,
 Das Dir den Sinn gefangen hält;
 Die holden Phantasiegestalten,
 Die in den Träumen leben, walten,
 Geleiten Dich in Deine Welt! —

Mein Krain! Wohl kannst du mit Entzücken,
 Mit Stolz, auf solchen Reichthum blicken,
 Denn viel ist dein, des Stolzes werth:
 Die kräf'tigen Söhne treu und bieder,
 Die Dichter deiner süßen Lieder,
 Die man im Grabe noch verehrt!

Und nun endlich zur Adria!

Da winkt vor Allen das alte Triest, vornehmlich interessant auch durch die neuen kolossalen Hafengebauten der Südbahn und die Etablissements des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd“ und für den mit der Südbahn Ankommenden an der Tete der mastenreichen Bucht vor-springend kühn in die Salzfluth hinausgebaut das schöne kaiserliche Schloß Miramar, die scenhafte Gründung weiland des Kaisers Maximilian von Mexiko, die Albrecht Graf Wickenburg so meisterhaft schildert:

Miramar! Vom Felsgelände
 Funkelnd in der Sonne Gluth
 Ragen deine weißen Wände
 Ueber blaue Meeresfluth.
 Bögernd steh' ich am Portale,
 D'ran die Epheuranke spinnt,
 Tret' ich nicht mit einem Male
 In Armiden's Labyrinth?
 Treppen und Terrassen steigen
 Sanft empor am Bergeshang
 Und die Pfade, sie verzweigen
 Sich im dunklen Laubengang
 Rings von duftig blühenden Hecken
 Ist der Rieselpfad umsäumt,
 Und aus weißen Marmorbecken
 Hoch der klare Springquell schäumt

Bunte Blüthen fremder Zonen
 Hängen hier an Baum und Strauch
 Palmen wiegen ihre Kronen
 Träumerisch im Abendhauch.
 Und im neckischen Gefoße
 Glüht die Rose schier vor Scham
 Neigt sich vor der Alpenrose
 Die vom Himalaya kam.
 Alles athmet tiefsten Frieden
 Zauberhafte Märchenpracht.

Da winkt geruhig Görz mit seiner vornehmlichsten Sehenswürdigkeit, der französischen Königsgruft der Bourbonen auf der Costainavizza und dem weiten Kranze von Villen und Schlössern der altberühmten Grafenhäuser Attems, Coronini, Strassoldo u. s. w. und den üppigen Pflanzungen von Wein und Reis u. a. m. im Thal des Sonzo. Schloß Rubbia bei Görz, es hat an dem liebenswürdigen Stephan Milow seinen Lobfänger gefunden:

Du zauberisches Schloß, hineingestellt
 In Blüthen, wie sie nur der Süden spendet
 Um dich ein Garten rings, und wo er endet
 Erhebt sich stolz und hehr die Bergeswelt.

Auf diesem Erdenflecken wohnt' ich gerne,
 Umblüht von Rosen, weltverloren träumend,
 Der lieblichsten Natur im milden Schooße;
 Indeß die Bergeshäupter in der Ferne
 Voll ernstler Majestät den Himmel säumend
 Wach halten Geist und Herz für alles Große.

Und nun wieder zurück aus der alten Mark der Grafen von Görz zur Station St. Peter am Karste; da winkt als pièce de resistance der Adria die holdliebliche Schöpfung des Generaldirectors der Südbahn Friedrich Schüler, die „österreichische Riviera“ mit **Abbazia** inmitten von Lorbeerwald und Rosenhain, vor wenig Jahren noch ein kleines Fischerdorf, sich anlehnend an die Miniaturreste der alten Benedictinerabtei und den bescheidenen Villenbau eines Nobile, heute ein vornehmer Winter- und Sommercurort mit einer stattlichen Enfilade prächtiger Hôtels, ein Rendezvousplatz der besten Gesellschaft aus allen Theilen der Welt, und auch schon gefeiert im Liede am schönsten doch durch die Hymne des Wiener Männergesangvereines:

O wundersame Lenzesstätte
 Wie schön're nie ein Auge sah!
 Es rauscht im blauen Fluthenbette
 Ihr Sehnjuchtslied die Adria,

die Hymne angestimmt bei jener unvergeßlichen zu Ehren Ihrer k. k. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie 1887 stattgehabten Osterfahrt.

Nach einem Besuche der Abbazia am Quarnero gegenüberliegenden mächtig aufstrebenden ungarischen Hafenstadt Fiume geht es fort auf der Südbahnlinie über den Karst und Laibach retour der südlichen Steiermark zu mit ihren geselligen Städten Gillsi und Marburg, mit ihren vielbeliebten Curorten Kömerbad, Bad Tüßler, Neuhaus und Sauerbrunn-Kohitsch, der südlichen Steiermark zu, die uns von ihren heißbesonnten Nebenhügeln mit K. G. Ritter von Leitner einladend zuruft:

Kommt heran zum trauten Herde
 Freunde! hier ist echter Wein,
 Wein von unsrer Heimaterde
 Feuervoll wie der vom Rhein.
 Laßt den wackern Römer leben
 Probus! der vom Tiberland
 Uns gebracht die edlen Neben
 An den Mur- und Drabestrand.

— — — — —
 Auf! die Gläser angeklungen
 Und den Hut geschwenkt dazu!
 Heil den Völkern aller Zungen!
 Volk um Volk auf Du und Du!

Der gastliche Sinn der Steiermark, den dieser poetische Trinkspruch so schön aufnimmt, er war es auch, der die reizende Murstadt, Graz, des Landes Hauptstadt, zur heutigen Vollblüthe emporgebracht, die in den Tagen ihrer gemüthlichsten Entwicklung für jeden von auswärts Kommenden, der sich hier in Ruhe niederlassen gewollt, eine freundliche Heimstätte geworden! — — — —

Hierher eilte auch Robert Hamerling, einen wohlumfriedeten Musensitz zu finden und den Dank des heute so gefeierten Dichters für die auch ihm so gastliche Stätte, wir vernehmen denselben aus dessen schwungvoll feurigem Weihelied „An Graz“:

Sei begrüßt von meinem Falter
 Du reizende Grazienstadt
 Du ruhst wie ein prangender Falter
 Auf einem Lorbeerblatt!

Gold ruhst du auf grünenden Auen
 Du Perle der Steyermark
 Voll Seele deine Frauen
 Und deine Söhne voll Mark.

Und der berühmte Kriegsmann und Kriegsschriftsteller, zugleich hohe Naturfreund Baron Welden, er hat in Erwiderung für das geruhige Heim, das er hier gefunden, den Grazern inmitten ihrer Stadt ein Eden sempervirens geschaffen, indem er ihren bisher fahlen Schloßberg in einen Garten umgewandelt; dem Danke hinwieder der Grazer an ihn hat kein geringerer Ausdruck verliehen als Karl von Holtei:

Und siehe da: der edle Name Welden
 Wird von des Schloßbergs grünem Kranz umlaubt.
 Aus allen Blüthen säuselt milder Klang
 Und alle Blätter flüstern diese Weise:
 Er ist der Schöpfer, dem es einst gelang
 Uns zu erzieh'n; wir wachsen ihm zum Preise,
 Er hat ein unerquicklich kahl Gestein
 In lieblich frische Gärten umgeschaffen;
 Er ließ des Friedens Frühlingsluft gedeih'n
 Auf felsig hartem Raum der Kriegeswaffen.
 Ihm danken wir das heit're Pflanzenleben
 O Menschen, die ihr euch an uns entzückt
 O dankt ihm auch. Er hat euch ja gegeben
 Was Tausende jahraus jahrein beglückt.

Noch ein Blick vom fesselndem Aussichtspunkte auf dem Grazer Schloßberge, dem Laufe der Mauer entgegen in die vorrückende Bergwelt von Obersteier; bald nimmt diese uns wieder auf, indem wir zum Semmering zurückkehren, über den her wir unsere Ausfahrt genommen.

Und nur noch einmal machen wir Halt und treten ein ins Semmering-Hôtel der Südbahn, von wo sich noch einmal voll und ganz genießen läßt Ein- und Fernblick in Oesterreichs Hochgebirgswelt, von wo eine Anzahl kleinerer und größerer Spaziergänge und Hochtouren unternommen werden können und wo man in reinster und würzigster Bergluft weilend sicher „gesund sich badet“ an Leib und Seele!

Zu Hochtouren von hier aus noch mag aber doch Dem und Jenem der auf unserem Wege Heimkehrenden wohl vielleicht die Zeit ermangeln und so kann die schon bedrohlich welk werdende selbstgepflückte Alpenflora auf dem Touristenhute durch eine neue selbstgeholte schwer mehr ersetzt werden; doch gemacht — in der „Station Semmering“ werden die frischen Buschen von Rhododendron und Alpenrosen zum

Waggonfenster hereingereicht und, verführt durch des schalkhaftesten und lebenswürdigsten aller Causeurs, Ferdinand Groß' „Lieder aus dem Gebirge“, dieses humorvollste Bademecum für jeden Gebirgsreisenden, tritt man heimgekehrt zu den Penaten vor die Seinen „mit einem Strauß“ und spricht:

Die Alpenrosen nimm als Gruß entgegen
 Gedenk der Berge, wo sie aufgeblüht,
 Und auch den Spender schließ in dein Gemüth
 Grimme sei dir auf allen Wegen.
 Es ist ein Nichts und doch von hohem Werthe
 Ich weiß ihn wohl zu schätzen diesen Strauß
 Was er gekostet, nimmer plauder' ichs aus
 Ich bin der Mann nicht, der sich Dank beehrte.

Doch Scherz bei Seite und — im lustigen Wien doch auch wieder nicht bei Seite; denn wir treten ja alle wieder in den Kreis der Wiener Sours und besuchen wieder unsere Versammlungen und Vereine, wo ja so viel geschertzt wird, wo wir aber auch so viele und so vielfältige ernste geistige Anregung genießen und wo wir zumal in unseren „Alpenvereinen“ gleich wieder träumen und schwärmen von neuer Lust und neuem Hochgenuß in unseres Oesterreich herrlicher Hochgebirgswelt auf nächsten Fahrten „an Oesterreichs Alpenbahnen.“

Immer und auf allen Fahrten durch Oesterreich klingt uns aber immer und immer wieder unseres größten vaterländischen Dichter Grillparzer begeisterungsvoller Ruf entgegen:

Es ist ein gutes Land
 Wo habt ihr dessen Gleichen schon gesehen
 Schaut rings umher, wohin der Blick sich wendet
 Lachts wie dem Bräutigam die Braut entgegen.

— — — — —
 O gutes Land! O Vaterland! Inmitten
 Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland
 Siegst du, der wangenrothe Jüngling da;
 Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn.

Und Oesterreichs heiterer Jugendsinn sei fürder und bleibe fürder unser traute Genosse auf allen unseren Fahrten, zuvörderst auf allen Fahrten an „Oesterreichs Alpenbahnen!“